

TAUSEND SCHEIBEN HAUS

NEUES
WOHNEN
2022





**| T A U S E N D
S C H E I B E N
H A U S |**

**NEUES
WOHNEN
2022**

EIN PROJEKT DER RENAISSANCE AG





NEUES BAUEN – NEUES WOHNEN

Das *Neue Bauen* war in Deutschland eine Bewegung in der Architektur und im Städtebau in der Zeit der 1910er bis 1930er Jahre. Sie ist im Kontext mit der sich gleichzeitig entwickelnden Neuen Sachlichkeit und der Bewegung *De Stijl* in den Niederlanden zu sehen. In Deutschland stand das Bauhaus für eine spezifische Ausprägung des Neuen Bauens. Dies zeigt sich u. a. in dem von Walter Gropius entworfenen und 1926 eingeweihten Bauhausgebäude in Dessau sowie den gleichzeitig erbauten »Meisterhäusern« der Lehrkräfte, in welchen die Bereiche Wohnen und Arbeiten intelligent vereint wurden.

»Man schafft Steine, Holz,
Zement herbei; man macht
mit ihnen Häuser, Paläste,
das ist Sache der Konstruktion.
Der *Erfindungsgeist* ist am Werk.

Aber mit einem Mal greift
es mir ans Herz, tut mir wohl,
ich bin glücklich, ich sage:

Das ist schön.
Das ist Architektur.
Die Kunst ist anwesend.«

LE CORBUSIER

Neues Wohnen *2022*

EIN INDUSTRIEGEBÄUDE AUS
DER FRÜHEN MODERNE WIRD
ZUM WOHNHAUS FÜR DAS
INFORMATIONENZEITALTER:

DAS TAUSENDSCH EIBENHAUS







**HIER WOHNEN,
IST LEBEN IM
HIER UND JETZT.**

OFFEN, VERNETZT
UND HARMONISCH –
MITTEN IM GRÜNEN,
MIT BESTER KLIMABILANZ
UND GUTER ANBINDUNG
AN METROPOLN UND FERNZIELE.

GENIESSEN
SIE DEN
AUGENBLICK!



Werfen Sie mit diesem Buch einen Blick in die *Zukunft*.

Lernen Sie dabei die Vergangenheit wertschätzen. Mit einem Gebäude, das den Aufbruch der Moderne erlebt hat und jetzt bereit ist für die 20er Jahre unserer Zeit.

Offen, vernetzt und harmonisch – mitten im Grünen, vor den Toren Kölns:
Das Tausendscheibenhaus.

Inhalt

6	<i>Prolog</i> NEUES WOHNEN 2022	90	<i>Standort</i> IM GRÜNEN HERZEN DER METROPOLREGION KÖLN
16	WERTSCHÄTZEN		
26	<i>Geschichte</i> VON DER SCHUHFABRIK EMIL PFEIFFER ZUM TAUSENDSCHEIBENHAUS	94	<i>Architektur</i> EINE FABRIK IM GRÜNEN Ein Beitrag von Strauß Fischer Historische Bauwerke Gbr
36	<i>Denkanstöße</i> VOM GLÜCK DES WOHNENS UND VOM WOHNEN DES GLÜCKS Ein Beitrag von Dr. Phil. Christoph Quarch	102	WERTSCHAFFEN
50	<i>Denkmalschutz</i> EIN INDUSTRIEDENKMAL VON 1926	112	<i>Stadtentwicklung</i> GESTERN HEUTE MORGEN Ein Beitrag von raum13
62	<i>Klimaschutz</i> NACHHALTIG BAUEN HEISST, BAUSUBSTANZ ERHALTEN	118	<i>Werte und Normen</i> 2-2-6 Ein Beitrag von Prof. Raimund Stecker
66	WERTENTWICKELN	128	<i>Nachhaltige Architektur</i> METAMORPHOSEN UND HYBRIDE
72	<i>Das Tausendscheibenhaus</i> GLANZ UND GLORIA DES INDUSTRIELLEN ZEITALTERS TREFFEN AUF DIE PIONIERE VON HEUTE	132	<i>Bauträger</i> WERTSCHÄTZEN WERTENTWICKELN WERTSCHAFFEN DIE RENAISSANCE AG
		136	IMPRESSUM GASTAUTOREN, VERANTWORTLICHE, UMSETZENDE, QUELLEN

SCHÖNHEIT
ENTDECKEN UND
BEWAHREN.

WERT SCHÄTZ ZEN

Verborgene Werte
erwachen zu
neuem Leben.

Ein Gebäude *wertschätzen*,
heißt, Chancen und
Möglichkeiten begreifen
und ergreifen.

Das gilt für alte Back-
steinfabriken mit end-
losen Flächen genauso
wie für Jugendstil-Villen,
Gründerzeit-Objekte,
Bunker, Kirchen oder
sogar Parkhäuser.

Wie bei einer *Schatzsuche* wird die ganze Schönheit einer Immobilie oft erst nach und nach erkennbar. Denn – um im Bild zu bleiben – erst wenn die Erde von einer wertvollen Münze abgewaschen ist, erkennt der Schatzsucher den wahren Wert.

»*Der Geist ist wie ein Fallschirm:
Er kann nur funktionieren,
wenn er offen ist.*«

WALTER GROPIUS

Wer das Besondere finden will,
muss stets dafür bereit sein.

Kenner historischer Bausubstanz mögen daher an einer verlassenen Fabrik entlangfahren und an bedeutende Industriebauten wie das Fagus-Werk von Walter Gropius denken. Sie werden eine verfallene Tankstelle sehen und darin den Art-déco-Charme der 1920er Jahre erkennen oder ein verlassenes Schwimmbad als Jugendstil-Kleinod identifizieren. An vielen Orten, ob auf dem Land oder in der Stadt, gibt es solche *architektonischen Schätze* zu entdecken.

Das *Alte* bewahren und in neuem Glanz erstrahlen lassen, ist gleichermaßen ökologisch, ökonomisch und ästhetisch nachhaltig.

Die Ästhetik der Vergangenheit scheint dem Geschmack vieler Menschen heute durchaus zu entsprechen. Dies führt teilweise zu einer Historisierung von Neubauten etwa in Form von »Verzierungen« mit klassizistischen Elementen. So entstehen Gebäude, die an Altbauten erinnern, im Inneren aber einen Standardneubau beherbergen.

Für solche und andere Neubauten wird häufig wertvolle Bausubstanz zerstört: Ein alter Güterbahnhof, eine ungenutzte Kirche oder eine Fabrik aus dem frühen 20. Jhd. werden abgerissen, obwohl sie zum Kulturzentrum, Veranstaltungsort oder einem individuellen Wohnkomplex werden könnten.

Der plausible und ökologisch nachhaltige Gegenentwurf zu dieser Vorgehensweise ist der Weg, welchen die *renaissance AG* geht: Sie schätzt die Substanz, denkt das *Alte* umfassend neu und wertet Gebäude durch Sanierung und Restauration auf.



Die Schuhfabrik Emil Pfeiffer, in den 1960er Jahren



Von der *Schuhfabrik* *Emil Pfeiffer* zum TAUSEND SCHEIBEN HAUS

Inmitten der Metropolregion Köln, zwischen Wermelskirchen und Burscheid, liegt das fünfgeschossige Industriegebäude mit der markanten Backsteinfassade und den unzähligen original erhaltenen Fenstern – die ehemalige Schuhfabrik Emil Pfeiffer.

Der Bau mit seiner Gesamtfläche von fast 7.000 Quadratmetern steht auf einem ca. 6.300 Quadratmeter großen Grundstück. Das 1926 als Erweiterung der ursprünglichen Fabrik errichtete Backsteingebäude ist mit seinem Bauhaus-Ambiente ein wichtiges, regional bekanntes, industriegeschichtliches Zeugnis der Schuhindustrie.

Das unter Denkmalschutz stehende Bauwerk verfügt über Geschosse mit großen Grundflächen. Die bestehende Unterkellerung bietet sich als Tiefgarage an, eine Einfahrt ist bereits da. Aufzüge sind ebenfalls vorhanden, weitere lassen sich problemlos integrieren.

Das Fabrikgebäude wurde nach Entwürfen des 1882 in Schwäbisch Hall geborenen Architekten Heinz Groh aus dem Spezialbüro für modernen Industriebau C. T. Steinert, Frankfurt a. M. gebaut. Die Konzeption des Gebäudes erlaubte es, den gesamten Prozess der industriellen Schuhproduktion abzubilden: Im Kellergeschoss des Fabrikgebäudes befanden sich Lagerräume, in den darüber liegenden Geschossen die eigentliche Produktion. Hierzu zählten die Stanzerei, Zwickerei und der sogenannte Zusammenstellraum im Erdgeschoss. Im ersten Stockwerk befanden sich die Fertigmacherei, die Kontrolle sowie die Boden- und Absatzbefestigung. Im zweiten Stockwerk waren das Schäfte-Lager und die Stepperei, im Dachgeschoss das Zuschnittlager, die Hand- und Maschinenzuschneiderei sowie die Zuschnitt-Schablonen untergebracht.

EIN BAUWERK DER MODERNE – NEU ENTWICKELT VON DER RENAISSANCE AG.

Charakteristisch für den Fabrikbau sind die großzügigen Produktionsräume sowie die beiden Treppenhäuser. Stilistisch ist der Bau der sogenannten gemäßigten Moderne zuzuordnen. Die starke Horizontalität des Gebäudes wird durch die sofort ins Auge fallenden, horizontalen Fensterbänder erzeugt. Die funktional-sachliche Architektur ist außen mit einer roten Backsteinfassade verkleidet, aus ihr blicken die zeittypischen Holzsprossenfenster heraus. Ein Vergleich mit dem berühmten Beispiel für modernen Industriebau von Walter Gropius, dem Fagus-Werk, drängt sich dem Betrachter hier auf. Das Fagus-Werk, eine Schuhleistenfabrik in Alfeld, die 1911 in moderner Skelettbauweise errichtet wurde, ist heute Denkmal und Weltkulturerbe.

Die renaissance Immobilien und Beteiligungen AG ist auf die Sanierung von historischen und denkmalgeschützten Gebäuden spezialisiert. Sie möchte diesen Bau in seiner 1920er-Jahre-Ästhetik erhalten, umfassend sanieren und hier in erster Linie helle, familienfreundliche Wohnungen entwickeln. Mit dem Erwerb des Grundstücks und der Gebäude fühlt sich das Unternehmen der regionalen Geschichte und dem Erbe der Schuhfabrik Emil Pfeiffer verpflichtet.

EINE REGION GEPRÄGT VON DER SCHUHINDUSTRIE.

Die Geschichte des Schuhs und der industriellen Schuhproduktion ist ein Kapitel Industrie- und Menschheitsgeschichte. Aufgrund der Ansiedlung solcher Produktionsstätten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sanken die Preise für gute Schuhe. Somit wurde erstmals qualitativ gutes Schuhwerk für die Masse der Bevölkerung erschwinglich.

Die am 15.07.1877 von Emil Pfeiffer südwestlich von Wermelskirchen in Neuenhaus gegründete Schuhfabrik steht in der großen Tradition der Wermelskirchener Schuhindustrie, die die Stadt zwischen 1860 und 1989 prägte. Sie ging Ende des 19. Jahrhunderts aus der Textilindustrie hervor. Zunächst stellte man hier Einzelteile von Schuhen her, nämlich Schäfte – also den oberen Teil der Schuhe – aus Stoff oder Leder, sowie die dafür nötigen Webstoffe, Siamosen und Lasting genannt. Später stieg man auf die industrielle Produktion fertiger Schuhe um, da Schäfte allein nicht zukunftssträftig waren. Nun mussten die Schäfte auch an den Schuhsohlen befestigt werden. Ab den 1860er Jahren war die industrielle Fertigung von Schuhen durch die Erfindung der erforderlichen Maschinen überhaupt erst möglich geworden.



Briefkopf, 1899



»Hier lässt sich
alles umsetzen.«

CHRISTIAN BAIERL VORSTAND RENAISSANCE AG



Die Schuhdynastie Pfeiffer.

Die Geschichte der Schuhdynastie Pfeiffer begann mit **Johann Wilhelm Pfeiffer**. Er wird bereits am 29.12.1824 als in Neuenhaus ansässiger Handelsmann in einem Kaufvertrag über Ländereien genannt. Von seinem Sohn Emil Pfeiffer existiert eine Erwähnung in einer Bilanz des Jahres 1869. Damals fertigte das Unternehmen noch ausschließlich Schäfte, in Berlin und Leipzig existierten Zulieferungslager. Am 15.07.1877 gründete Emil Pfeiffer, seine eigene Firma und produzierte zunächst Lastingschäfte. Als das Geschäft mit den Lastingschäften zurückging, stellte er auf Lederschäfte und Gamaschen um. Eine Rechnung aus dem Jahr 1899 firmiert mit »Emil Pfeiffer – Leder- u. Lederschäften-Fabrik – Neuenhaus b. Hilgen«. Firmengründer Emil Pfeiffer war auch Mitbegründer des Verbandes Bergischer Schuh- und Schäftefabrikanten e. V., Zweigverein des Reichsverbandes der deutschen Schuhindustrie. Seine Firma war hier und im Industrieverband Wermelskirchen Mitglied. 1906 wurde durch ein Feuer der Betrieb zum großen Teil zerstört. 1907 wurde sodann ein neuer Bau für mehrere Hundert Arbeiterinnen und Arbeiter errichtet. Am 01.01.1909 traten seine Söhne Johann Wilhelm Pfeiffer, Emil Pfeiffer, jun. und Ernst Pfeiffer als persönlich haftende Gesellschafter in die oHG ein. In der Schuhfabrik, die hauptsächlich Damenschuhe produzierte, waren zu Spitzenzeiten rund 400 Mitarbeiter beschäftigt. Für die Belegschaft wurde eine firmeneigene Krankenkasse eingerichtet. Der Bahnhof Hilgen diente als Hauptumschlagplatz der Fabrik. Die wohlhabende Firmengründerfamilie war in der Stadt und der Region angesehen, im öffentlichen Leben präsent und besaß große Liegenschaften sowie einen landwirtschaftlichen Betrieb. Während des Ersten Weltkriegs wurde die Firma teilweise auf Militärprodukte umgestellt.



Zuschneider der Schuhfabrik Emil Pfeiffer, 1895

DIE GESCHICHTE DER SCHUHPRODUKTION ALS TEIL DER INDUSTRIALISIERUNG.

Im Jahr 1870 arbeiteten schon mehr als 1.000 Beschäftigte in der Schuhindustrie der Stadt. Der expandierende Wirtschaftszweig wurde für Wermelskirchen immer mehr zum wichtigen Wirtschaftsfaktor, ernährte er zu seinen Hochzeiten doch rund ein Drittel aller Einwohner. Schnell benötigte man immer mehr Fachleute für die Branche und so kam es zu der Gründung des Verbands der Schuhfabrikanten. Hier wurde der Nachwuchs gezielt herangezogen. Im Jahr 1904 öffnete somit die Königlich-Preußische Berufsfachschule der Schuh- und Schäfte-industrie. Schuhfabrikant Emil Pfeiffer setzte sich für diese Einrichtung stark ein. Das Besondere an dieser Schule war, dass hier Theorie und Praxis zusammen vermittelt wurden, Schülerinnen und Schüler nahmen einen weiten Weg durch das Kaiserreich auf sich, um hier lernen zu können. Die Wermelskirchener Schuhindustrie hatte sich mittlerweile auf die Herstellung von Herrenschuhen spezialisiert.

EIN NEUES GEBÄUDE FÜR DIE PRODUKTION FERTIGER SCHUHE.

1922 hatte das Schäftegeschäft gegenüber der Vorkriegszeit erheblich nachgelassen. Man baute daher 1926 das fünfstöckige Fabrikgebäude mit 4.500 Quadratmetern Fläche mit modernen Maschinen an der Bahnseite der Fabrik an. Damit war die Produktion von fertigen Schuhen aufgenommen, die einen großen Absatz versprach. Das Unternehmen produzierte neben Kinderschuhen hauptsächlich Damenschuhe. Schon einige Monate später wollte man die Produktion verdoppeln und in den nächsten Jahren weiter steigern. Man beschäftigte 350 Arbeitnehmer und ging davon aus, dass die Beschäftigtenzahl im Jahr 1923 auf 500 bis 600 steigen würde. Am 15.07.1927 feierte die »Schuh-, Schäfte- und Gamaschenfabrik Emil Pfeiffer« in Wermelskirchen-Neuenhaus dann ihr bereits 50-jähriges Bestehen. Ab 1930 wurden auch orthopädische Schuhe der Marke »Balsama« für Damen, Herren und Kinder hergestellt. Nach dem Tod von Gründer und Mitinhaber Emil Pfeiffer im Jahr 1939 führten seine drei Söhne Emil Pfeiffer jun., Johann Wilhelm Pfeiffer und Ernst Pfeiffer als Mitinhaber das Familienunternehmen weiter. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging der Firma durch die Teilung Deutschlands ein großer Teil ihres Absatzmarktes verloren. Die Produktion der Balsama-Schuhe wurde in den 1950er Jahren eingestellt. Da diese Artikel nur mit sehr viel Handarbeit herzustellen waren, waren sie für den Markt zu teuer geworden. Stattdessen stellte man nun modische und sportliche Damenschuhe her. 1952 hatte die Firma wieder 230 Angestellte und feierte ihr 75-jähriges Bestehen. Im Jahr 1958 starb Johann Wilhelm Pfeiffer, sein Sohn Hermann Pfeiffer und seine Tochter Else Otto mit ihrem Ehemann Walter Otto übernahmen den Betrieb. Walter Otto gehörte der Otto-Motoren-Dynastie an. Die Geschwister zahlten dann die Brüder ihres Vaters, also Emil Pfeiffer, jun. und Ernst Pfeiffer, aus. Ende der 1950er Jahre eröffnete man eine zweite Schuhfabrik in der Eifel. Das Stammwerk firmierte im Jahr 1961 unter »Balsama Schuhfabrik Emil Pfeiffer in Hilgen/Rheinland«.

DAS ENDE DER ERFOLGSGESCHICHTE.

Aufgrund des zunehmenden Drucks preiswerterer ausländischer Konkurrenz wurde die Produktion am 15.08.1969 eingestellt und die Firma aufgelöst. Betroffen waren insgesamt 100 gewerbliche Arbeitnehmer und rund 25 Angestellte. Als Gründe wurden bei einer Pressekonferenz verstärkter Wettbewerbsdruck aus dem Ausland und wachsende Absatzschwierigkeiten genannt, zudem saisonbedingte »verheerende« Umsatzverluste. Damit erging es der Schuhfabrik Emil Pfeiffer wie vielen anderen Schuhherstellern der Stadt. Die Ansprüche der Gläubiger konnten bis Ende des Jahres aber voll abgedeckt werden. Die Ironie der Geschichte: Die Schuhindustrie brauchte damals dringend Fachkräfte, diese wurden nun freigesetzt. Wobei jedes dritte Paar Schuhe, das 1969 in Deutschland verkauft wurde, ohnehin bereits importiert wurde. Bis zum Jahr 2012 wurde das Fabrikgelände noch als Produktionsstätte und Versandlager eines Verbandstoffsproduzenten genutzt. ■



Schuhfabrik Emil Pfeiffer, 1958





Vom *Glück* des Wohnens und vom Wohnen des *Glücks*

EIN BEITRAG VON DR. PHIL. CHRISTOPH QUARCH

Warum zum Menschsein mehr gehört
als nur ein *Dach über dem Kopf*

IST

Wer wissen möchte, was es mit dem Glück auf sich hat, tut gut daran, Hermann Hesse zu konsultieren. In einem mit dem schlichten Titel »Glück« überschriebenen Vortrag aus dem Jahre 1949 beschreibt der Dichter und Literaturnobelpreisträger eine Kindheitserfahrung, die er noch im hohen Alter abrufen konnte, um sich den Geschmack des ungetrübten Glücks in Erinnerung zu rufen. Er sei, so lässt er seine Leser wissen, etwa zehn Jahre alt gewesen, als ihm Folgendes widerfuhr:

»Es war Morgen, durchs hohe Fenster sah ich über dem langen Dachrücken des Nachbarhauses den Himmel heiter in reinem Hellblau stehen, auch er schien voll Glück, als habe er Besonderes vor und habe dazu sein hübschestes Kleid angezogen. Mehr war von meinem Bette aus von der Welt nicht zu sehen, nur eben dieser schöne Himmel und das lange Stück Dach vom Nachbarhause, aber auch dies langweilige und öde Dach aus dunkel rotbraunen Ziegeln schien zu lachen, es ging über seine steile schattige Schrägwand ein leises Spiel von Farben, und die einzelne bläuliche Glaspfanne zwischen den roten tönernen schien lebendig und schien freudig bemüht, etwas von diesem so leise und stetig strahlenden Frühlhimmel zu spiegeln. Der Himmel, die etwas rauhe Kante des Dachrückens, das uniformierte Heer der braunen und das luftig dünne Blau des einzigen Glasziegels schienen auf eine schöne und erfreuliche Weise miteinander einverstanden, sie hatten sichtlich nichts anderes im Sinn, als in dieser besonderen Morgenstunde einander anzulachen und es gut miteinander zu meinen. Himmelblau, Ziegelbraun und Glasblau hatten einen Sinn, sie gehörten zusammen, sie spielten miteinander, es war ihnen wohl, und es war gut und tat wohl, sie zu sehen, ihrem Spiel beizuwohnen, sich vom selben Morgenglanz und Wohlgefühl durchflossen zu fühlen wie sie.

So lag ich, den beginnenden Morgen samt dem ruhigen Nachgefühl des Schlafes genießend, eine schöne Ewigkeit in meinem Bett, und ob ich ein gleiches oder ähnliches Glück noch andre Male in meinem Leben gekostet habe, tiefer und wirklicher konnte keines sein: die Welt war in Ordnung. Und ob dieses Glück hundert Sekunden oder zehn Minuten gedauert habe, es war so außerhalb der Zeit, dass es jedem anderen echten Glücke so vollkommen glich wie ein flatternder Bläuling dem andern.«

HESSE GLÜCK, FRANKFURT/M 2000, S. 21–23.

In der Tat war diese Glückserfahrung außerhalb der Zeit, denn sie enthält nichts, was nicht auch heute zu Gebote stünde: ein Bett, ein Dachfenster, einen blauen Himmel, das Dach des Nachbarhauses – und das offene Herz bzw. den offenen Geist eines empfänglichen Menschen. Wobei es möglicherweise an Letzterem in der Welt des 21. Jahrhunderts doch zuweilen mangelt. Denn wer nimmt sich heute noch die Zeit, plan- und gedankenlos den Blick über die Dinge dieser Welt schweifen zu lassen? Wer gibt sich schon dem Leben einfach so hin wie der junge Hermann Hesse – ohne irgendeinen Vorsatz oder irgendeine Ambition? Die meisten Menschen unserer Tage sind so sehr damit beschäftigt, ihrem Glück nachzujagen, dass sie gar nicht dazu kommen, innezuhalten und es – das Glück – geschehen zu lassen. Was ihre Rastlosigkeit befeuert und in eine Spirale führt, bei der immer neue Anläufe der Glückssuche unternommen werden, die alle nicht zum eigentlichen Ziel führen: dem Augenblick des Glücks, der über die Spanne eines Lebens nachschwingt.

Der Grund dafür ist schnell gefunden: Wir leben in einer Welt und Zeit, die wesentlich von einem ökonomischen Denken geprägt ist, das uns fortwährend suggeriert, wir könnten Glück dadurch erlangen, dass wir unsere Wünsche verwirklichen oder unsere Ziele erreichen. Wobei dieses Denken von einer psychologischen Deutung des Menschen flankiert ist, die uns nahelegt, der Sinn und Zweck unseres Lebens bestehe darin, unsere Bedürfnisse zu befriedigen – ganz gleich, ob es sich dabei um physische, soziale oder gar spirituelle Bedürfnisse handelt. Und so haben wir mit unserer Technik und Ökonomie eine gigantische, derweil durch Künstliche Intelligenz optimierte Bedürfnisbefriedigungsmaschine gebaut, die ständig neue Bedürfnisse generiert und befriedigt; und die ihren Nutzern als eine Art Nebenprodukt das Glück in Aussicht stellt.

Doch von diesem Glück ist in den Worten Hermann Hesses nichts zu spüren. Das, was ihm in seinem Knabenzimmer widerfuhr, war keineswegs die Befriedigung eines Bedürfnisses. Es war auch nicht die Erfüllung eines Wunsches. Nein, es war nicht einmal das langersehnte Ziel einer Reise, für die er lange gespart und auf die er sich lange gefreut hatte. Auch hatte es nichts damit zu tun, dass er an diesem Morgen nun endlich zum ersten Mal in seiner Traumwohnung mit dem traumhaften Ausblick auf eine traumhafte Landschaft aufgewacht wäre. Nichts von alledem. Das Glück, das ihm in dieser Morgenstunde begegnete, kam ungewollt und ungerufen in sein Leben. Es war einfach da. Und es küsste gerade deshalb seine wunschlos unbedarfte und bedürfnislose Seele wach.

Wenn man sich das klarmacht, kommt man dem Geheimnis des Glücks auf die Spur. Denn die Szene, die uns Hesse überliefert hat, gibt deutlich zu verstehen, dass das Glück, nach dem wir uns doch alle sehnen, uns nie kraft unseres *Willens* oder unserer Ambition zuteilwird, sondern ausschließlich kraft der Begegnung unseres eigenen *Seins* mit dem Sein der Welt. Nicht zufällig endet Hesse die Beschreibung seiner Erfahrung mit folgender Deutung des Geschehens:

»Es bestand aus nichts, dieses Glück, als aus dem Zusammenklang der paar Dinge um mich her mit meinem eigenen Sein, aus einem wunschlosen Wohlsein, das nach keiner Änderung, keiner Steigerung verlangte.«

HESSE A. A. O., S. 23.

Das Wort, mit dem uns Hesse hier den Schlüssel zum Mysterium des Glücks in die Hand legt, lautet *Zusammenklang*. Man könnte auch von *Stimmigkeit* oder *Harmonie* reden. Letzteres wäre dasjenige Wort, das schon die Weisen im alten Hellas verwendeten, um dasjenige zu beschreiben, was sie *eudaimonía* nannten: *Glückseligkeit*. Darunter verstanden sie einen Zustand, bei dem der, die oder das Einzelne auf eine vollkommen stimmige Weise in ein Ganzes integriert ist; und zwar so, dass er, sie, es dabei seine einmalige individuelle Eigenheit bewahren bzw. entfalten kann und doch nichts und niemand anderes in dessen eigenem Sein behindert. Vorzugsweise beschrieben sie diesen Zustand im Bilde der Musik, bei der sich eine bunte Mannigfaltigkeit je anderer Töne oder Stimmen so zu- und ineinanderfügt, dass eine schöne Melodie dabei entsteht: eine Melodie, die stimmt, die in sich ruht und die »nach keiner Änderung« und »keiner Steigerung« verlangt. Oder sie beschrieben diesen Idealzustand, der Menschen glücklich macht, als eine vollkommene Ordnung, die sie *kósmos* nannten und zu der sie nachts die Blicke hoben. Denn am Firmament des Himmels sahen sie ein unendlich komplexes Leben, das bei aller Vielheit und Diversität doch ein stimmiges und schönes Ganzes darstellt, dessen Anblick – *theōría* – sie mit tiefstem Glück erfüllte; so sehr, dass sie von der Idee begeistert waren, ihre Häuser und Städte ganz nach Maßgabe des Kosmos einzurichten: als stimmige, lebendige und schöne Mikrokosmen, in denen zu leben sie mit eben jenem großen Glück erfüllen würde, das sie angesichts des gestirnten Himmels über sich erlebten – dieses »sichtbaren Gottes«, wie Platon den Kosmos nannte.

Das Glück, das diesen Menschen widerfuhr und das sich in ihrer Sprache zu dem unscheinbaren Wort *kósmos* verdichtete, ähnelt in der Tat dem Glück des jungen Hermann Hesse ganz so wie ein »flatternder Bläuling dem anderen« ähnelt. Denn wenn Hesse seine Glückserfahrung in den Worten »Die Welt war in Ordnung« zusammenfasst, dann entspricht das präzise der hellenischen Wahrnehmung der Welt als eines *kósmos*. Auch dasjenige, was diese Welt zu einem *kósmos* macht, wird von ihm genauso erfahren wie von den alten Griechen – ihre Sinnhaftigkeit:

»Himmelblau, Ziegelbraun und Glasblau hatten einen Sinn, sie gehörten zusammen, sie spielten miteinander, es war ihnen wohl, und es war gut und tat wohl, sie zu sehen ...«

Das selbstgenügsame, vollkommen zwecklose, aber in sich stimmige Zusammenspiel der Dinge dieser Welt untereinander und mit den empfänglichen Sinnen des Betrachters ist das *Ereignis* des *Sinns*. Es ist gut, man kann es *gut* heißen oder auch *gut* sein lassen, man kann ihm mit einem großen, tiefen Ja begegnen, das zu sprechen oder bloß zu fühlen jenen wunderbaren Zustand unserer Seele generiert, den wir Glück nennen: Ja, es ist gut. Ja, es stimmt. Ja, es passt. Die Welt ist in Ordnung. Wer sich selbst und in seinem Verhältnis zur Welt auf solche Weise erfährt, ist glücklich. Mehr bedarf es nicht – keines Wollens, keines Könnens, keiner spirituellen Wege oder asketischen Übungen. »Zu sein, zu leben, das ist genug«, sagte der Dichter Friedrich Hölderlin.

Hölderlin, wie viele andere auch, erlebte dieses große Glück der Zugehörigkeit und Stimmigkeit am ehesten in der Natur. In seinem Roman »Hyperion« lässt er seinen Titelhelden von einer ähnlich tiefen Glückserfahrung Zeugnis ablegen, wie wir sie bei Hermann Hesse fanden:

»O selige Natur! Ich weiß nicht, wie mir geschiehet, wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne, aber alle Lust des Himmels ist in den Tränen, die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten. Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Brust spielt. Verloren ins weite Blau, blick ich oft hinauf an den Aether und hinein ins heilige Meer, und mir ist, als öffnet' ein verwandter Geist mir die Arme, als löste der Schmerz der Einsamkeit sich auf ins Leben der Gottheit. Eines zu sein mit Allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen. Eines zu sein mit Allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden [...].«

FRIEDRICH HÖLDERLIN
HYPERION ODER DER EREMIT IN GRIECHENLAND (HG. V. JOCHEN SCHMIDT), FRANKFURT/M 1979, S. 13.

Wieder vernehmen wir die glückliche Begeisterung eines Menschen, der sich in stimmiger Resonanz mit dem Sein dieser Welt erfährt: der mitspielt im großen Spiel des Lebens, das sich völlig selbst genügt und das sich allem menschlichen Wollen und aller menschlichen Bedürfnisse entzieht. Dieser begeisterte Zustand, der mehr ist als die kurzlebige Konsumtenfreude, die die meisten Zeitgenossen mit dem echten großen Glück verwechseln, ist nicht das Resultat unseres Wollens und Könnens, sondern eine Seinsqualität, an der teilzuhaben uns zu jeder Stunde unseres Lebens offensteht. Denn immer *wesen* wir inmitten des Seins, immer spricht es uns zu und an, immer heißt es uns willkommen. Doch wir sind zumeist nicht in der Lage, seinem Anspruch zu entsprechen und gewahren seine Wahrheit nicht, weil wir stets nur um uns selbst kreisen und rastlos unseren Bedürfnissen huldigen. Vor lauter *Glück-Wollen* haben wir das *Glück-Sein* vergessen. So kommt es, dass wir nicht mehr wissen, wo das Glück wohnt – und dass unser Wohnen oft eine glücklose Angelegenheit ist.

WOHNEN.

Wer sich offenen Geistes und offenen Herzens in die Natur begibt, die Augen zu den Sternen hebt oder die Sonnenwärme auf der Haut spürt, weiß sehr gut, wo das Glück zu finden ist. Es waltet im lebendigen Sein, dessen Teil wir sind. Uns dieser Zugehörigkeit bewusst zu sein, lässt uns in Resonanz die Harmonie des Seins erfahren, sodass unser Herz vor Glück vibriert. Dann sind wir mit uns selbst im Reinen und erfahren uns als aufgehoben, zugehörig und verwandt mit dem *kósmos*, den die alten Griechen so verehrten. Doch wir neuzeitlichen Menschen haben die Natur geschändet, ausgebeutet und den endlosen Bedürfnissen unseres gierigen Egos unterworfen. Wenn überhaupt, dann lassen wir sie nur noch als Konsumgut gelten: als Rohstofflieferant, Garant für gute Luft und frisches Wasser oder als Refugium unserer geplagten Seelen. Immer weiter tritt sie in den Hintergrund, immer mehr verschwindet sie hinter den Monitoren unserer Smartphones und den Großbildschirmen unserer Wohn- bzw. Arbeitszimmer. Gleichzeitig entgleitet uns das Glück. Das geht so weit, dass wir nicht mehr wissen, wo das Glück zu suchen oder ist – dass, wir nicht mehr wissen, wo es wohnt;

und dass wir häufig keine Ahnung davon haben, wie wir es in unseren Wohnungen wohnhaft machen können. Unsere Wohnungen mögen bequem und funktional sein, energieeffizient und komfortabel, doch das Glück bleibt meistens draußen vor der Tür. Weder wohnt das Glück bei uns, noch glückt uns das Wohnen. Woran liegt das?

Es liegt daran, dass wir nicht mehr recht wissen, was das *Wohnen* ist. Beredtes Zeugnis dieser Unwissenheit ist der Slogan eines bekannten schwedischen Möbelherstellers, dessen Popularität zu denken geben muss: »Wohnst du noch oder lebst du schon?« So fragt nur, wer keine Ahnung von der Kunst des Wohnens hat – und nicht ahnt, warum die Sprache recht hat, wenn sie das Nomen »Glück« gerne mit dem Verbum »wohnen« verbindet. Wohnen ist tatsächlich sehr viel mehr als »leben«. Wohnen ist viel mehr als dauerhaftes Anwesen an einem Ort. Wohnen ist die Weise, wie der Mensch sich so auf Erden einrichtet, dass sein Leben glücklich ist: dass das Glück mit ihm die Wohnung teilt. Wirklich Wohnen heißt, im Einklang mit sich selbst und mit der Welt auf Erden weilen. Wirklich Wohnen ist nichts anderes als eine Praxis des Glücks.

Was aber heißt *Wohnen*? Aufschluss darüber erteilt die Sprache selbst. Darauf hat der Philosoph Martin Heidegger mit Nachdruck hingewiesen. In seinem Vortrag »Bauen Wohnen Denken« von 1951 formuliert er:

»Das altsächsiche ‚wuon‘, das gotische ‚wunian‘ bedeuten ebenso wie das alte Wort ‚bauen‘ das Bleiben, das Sich-Aufhalten. Aber das gotische ‚wunian‘ sagt deutlicher, wie dieses Bleiben erfahren wird. ‚Wunian‘ heißt: zufrieden sein, zum Frieden gebracht, in ihm bleiben. [...] Wohnen, zum Frieden gebracht sein, heißt: eingefriedet bleiben in das Frye, d.h. in das Freie, das jegliches in sein Wesen schon. Der Grundzug des Wohnens ist dieses Schonen. Er durchzieht das Wohnen in seiner ganzen Weite.«

HEIDEGGER
BAUEN WOHNEN DENKEN, IN: DERS.: VORTRÄGE UND AUFSÄTZE II, PFÜLLINGEN 1954, S. 23.

Diese Worte schreien nach Erläuterung. Was will Heidegger sagen? Halten wir uns zunächst an die Bildhaftigkeit seiner Sprache. Seine Formulierungen verweisen uns in eine ländliche Sphäre. Denn wenn es heißt, der Grundzug des Wohnens sei das *Schonen*, dann sollen wir dabei offenbar an die *Schonung* im Sinne eines eingefriedeten Bezirks im Wald denken, in dem sich junge Pflanzen entfalten dürfen: ein Bezirk, der eigens dafür eingerichtet ist, dass das in ihm Geschonte zu sich selbst kommen kann, sein Wesen entfalten darf.

»Das Schonen selbst besteht nicht nur darin, dass wir dem Geschonten nichts antun. Das eigentliche Schonen ist etwas Positives und geschieht dann, wenn wir etwas zum voraus in seinem Wesen belassen, wenn wir etwas eigens in sein Wesen zurückbergen [...]: einfrieden.«

HEIDEGGER A.A.O., S. 23.

Denken wir diesen Gedanken weiter, dann führt er uns dahin, als Wohnen die Weise des Aufenthalts von uns Menschen auf Erden zu verstehen, die dazu angetan ist, uns zu uns selbst kommen zu lassen – uns so zu stimmen, dass wir mit uns in der Welt im Einklang und mithin glücklich sind. Wohnen heißt, so zu *wesen* (im Sinne von: *anwesend zu sein*), dass wir unserem Wesen entsprechen und unserer menschlichen Eigenart gemäß *eigentlich da sind*. Und dies geschieht, wie Heidegger in demselben Aufsatz ausführt, in der Weise des Bauens, das zu jedem Wohnen unbedingt dazugehört, da es dem Wohnen allererst den Raum gewährt. Folgen wir Heidegger auf seinem Weg durch die Wortgeschichte, dann dürfen wir mit ihm festhalten: »Bauen ist in sich selber bereits Wohnen« (Heidegger: a.a.O.). Denn:

»Das alte Wort ‚bauen‘, das sagt, der Mensch sei, insofern er *wohne*, dieses Wort ‚bauen‘ bedeutet [...] *zugleich*: hegen und pflegen, nämlich den Acker bauen, Reben bauen. Solches Bauen hütet nur, nämlich das Wachstum, das von sich aus seine Früchte zeitigt. Bauen im Sinne von hegen und pflegen ist kein Herstellen.«

HEIDEGGER A.A.O., S. 20f.

Bauen ist eigentliches Wohnen, sofern es dem Menschen eine *Schonung* – und das heißt nun: eine Wohnung – baut. Das aber heißt: *Die Schonung ist das Wesen der Wohnung*. Oder anders gesagt: Der Sinn einer Wohnung erfüllt sich darin, den Menschen, die sie bewohnen, ein Ort der Schonung zu sein: ein Ort, in dem sie glücklich sein können – ein Ort, der es ihnen ermöglicht, sich stimmig an das Sein der Welt rückzubinden, sodass sich an ihm das Leben zur Fülle seiner selbst entfalten kann. Eine Wohnung, die ihren Namen verdient, ist eine Schonung dessen, der sie bewohnt: ein Ermöglichungsraum, ein Raum der Potenzialentfaltung, wie wir heute sagen würden. Und das Wohnen, das in dieser Wohnung statthaben soll, wird

in eben dem Maße glücken, in dem ihm die Wohnung Raum zu seiner stimmigen Entfaltung gibt: Wesentliches Wohnen ist Wohnen in einer *Schonung* – ist Entfaltung des Lebens zu seiner Reife und Blüte. Eine Wohnung ist ein Gewächshaus, in dem Menschen im Einklang mit sich und der Welt glücklich sein können.

Was das konkret bedeuten kann, hat Martin Heidegger am Beispiel eines Gehöftes aus seiner Heimat, dem Schwarzwald, vor Augen geführt. Das mutet zwar auf den ersten Blick etwas kitschig an, kann uns aber gleichwohl einige kostbare Winke geben, woran wir Menschen des 21. Jahrhunderts Maß nehmen sollten, wenn es uns darum zu tun ist, unsere Wohnungen zu Orten wahrhaften Menschseins zu machen – zu Gewächshäusern des Glücks, die es uns erlauben, mit uns und der Welt im Einklang zu sein. Hören wir also Heidegger:

»Denken wir für eine Weile an einen Schwarzwaldhof, den vor zwei Jahrhunderten noch bäuerliches Wohnen baute. Hier hat die Inständigkeit des Vermögens, Erde und Himmel, die Göttlichen und die Sterblichen einfältig in die Dinge einzulassen, das Haus gerichtet. Es hat den Hof an die windgeschützte Berglehne gegen Mittag zwischen die Matten in die Nähe der Quelle gestellt. Es hat ihm das weit ausladende Schindeldach gegeben, das in geeigneter Schräge die Schneelasten trägt und tief herabreichend die Stuben gegen die Stürme der langen Winternächte schützt. Es hat den Herrgottswinkel hinter dem gemeinsamen Tisch nicht vergessen, es hat die geheiligten Plätze für Kindbett und Totenbaum, so heißt dort der Sarg, in die Stuben eingeräumt und so den verschiedenen Lebensaltern unter einem Dach das Gepräge ihres Ganges durch die Zeit vorgezeichnet.«

HEIDEGGER A.A.O., S. 35.

Ungeachtet aller nostalgischen Anwandlungen, die einen beim Lesen dieser Worte befallen können, gibt diese Passage zu erkennen, was beim Bauen eines Hauses zu beachten ist, wenn es denn zu einer *Wohnung* bzw. *Schonung* werden soll: zu einem Gewächshaus des Glücks, in dem der Menschen in Harmonie mit sich, mit seinesgleichen und der Welt zuhause sein kann. Es sind fünf Aspekte, auf die wir unser Augenmerk richten sollten:

- Eine Wohnung bietet dem Menschen Schutz.
- Eine Wohnung ist zweckdienlich und funktional gebaut.
- Eine Wohnung gibt Raum für Geselligkeit und Miteinander.
- Eine Wohnung ist auch ein Ort der Besinnung und Rückbindung.
- Eine Wohnung fügt sich ein in die große Ordnung der Natur.

Diese fünf Aspekte verweisen auf fünf Grundsignaturen des Menschen. Das heißt, der Schwarzwaldhof zeigt beispielhaft, was zu beachten ist, wenn ein Haus im eigentlichen Sinne Wohnung ist: ein Ort menschlicher Potenzialentfaltung; ein Ort, an dem der Mensch mit sich und der Welt im Einklang sein kann; ein Ort, an dem das Glück wohnt.

M E N S C H .

Maßgeblich für das menschliche Wohnen kann nur der Mensch selbst sein: nicht sein selbstbezüglicher *Willen*, sondern sein lebendiges *Sein* inmitten der lebendigen Welt; nicht seine

linearen *Bedürfnisse*, sondern sein komplexes Wesen. Was aber ist das Sein und Wesen des Menschen? Diese Frage ist so alt wie unsere Zivilisation, an deren Anfang sie stand: eingemeißelt in die Wand der Vorhalle des Apollon-Tempels zu Delphi – der Wiege der europäischen Kultur. Dort lasen die Pilger die Worte: *Gnōthi seautón* – Erkenne dich selbst! Folgen wir also dem delphischen Imperativ und fragen einmal mehr, was es mit dem Menschsein auf sich hat. Das jedenfalls ist der aussichtsreichste Weg, um diejenigen Kriterien zu ermitteln, die kennen muss, wer verstehen will, warum Heideggers Schwarzwaldhof eine vorbildliche Wohnung ist – und wer die Kunst des wesentlichen Bauens und Wohnens erlernen will. Was also heißt es, ein Mensch zu sein? Was heißt es, mit sich und der Welt im Einklang zu sein? Wie gereicht uns das Wohnen zum Glück? Machen wir uns zunächst eines klar: Was uns – nach heutigem Kenntnisstand – von allen anderen Wesen unterscheidet, ist das, was wir Bewusstsein nennen. Aufgrund der neuronalen Struktur unseres Gehirns können wir uns zu uns selbst verhalten. Ja, wir *können* das nicht nur, wir *müssen* es auch. Wir kommen nicht umhin, eine Idee davon zu haben, wer wir sind oder sein wollen. Anders als selbst die höchstentwickelten Tiere können wir uns nicht damit bescheiden, einfach nur zu leben, sondern als Menschen sind wir gezwungen, ein Leben zu *führen*. Ein Leben zu führen, ist aber keineswegs einfach. Es braucht dafür eine bestimmte Führungskompetenz, die man *Ethik* nennt. Ihre Aufgabe ist es, das Leben von uns Menschen so zu orientieren, dass es glückt: dass wir mit uns und der Welt im Einklang sind.

Für eine Ethik des Wohnens ist nicht unerheblich, zu verstehen, wie genau wir Menschen uns zu uns selbst verhalten: welche unterschiedlichen Aspekte wir an uns ausmachen können. Denn nur wenn wir uns der Komplexität unseres Menschseins bewusst sind, werden wir unsere Wohnungen so einrichten, dass auch das Glück in ihnen wohnen wird. Wenn wir uns nun fragen, wie sich Menschen zu sich selbst verhalten, dann können wir feststellen, dass es vier unterschiedliche Aspekte gibt, unter denen wir uns unserer selbst bewusst sind: Wir erleben uns als Körper, als Ich, als Seele und als Geist. Ein umfassendes und ganzheitliches Verständnis des Menschen muss alle diese vier Aspekte im Auge behalten. Und die Kunst des Bauens besteht darin, Wohnungen zu schaffen, die allen vier Aspekten Rechnung tragen: Schonungen einzurichten, in denen wir an Leib, Ich, Seele und Geist nicht nur erblühen, sondern diese Aspekte unseres Menschseins zugleich in ein harmonisches Verhältnis zueinander fügen können.

Die vier genannten Aspekte des Menschseins stehen aber nicht gleichberechtigt nebeneinander. Sie verhalten sich zueinander so wie unterschiedliche *Dimensionen*. Wir kennen den Begriff Dimension aus der Geometrie: An einem dreidimensionalen Körper – sagen wir einem Würfel – können wir vier verschiedene Dimensionen unterscheiden. Deutlich wird das, wenn wir einen Würfel konstruieren. Als erstes zeichnen wir dabei eine *Linie* (1. Dimension). Aus vier Linien generieren wir eine *Fläche* (2. Dimension). Aus sechs Flächen bauen wir den Würfel als ein räumliches Objekt mit *Tiefe* (3. Dimension). Diesen Würfel aber konnten wir nur konstruieren, weil es einen *Raum* gibt, worin er zu Stand und Wesen kommt (4. Dimension). Linie, Fläche, Tiefe, Raum sind die vier Dimensionen der klassischen Geometrie.

Übertragen wir dieses Modell nun auf die vier Aspekte, unter denen wir uns als Menschen unserer selbst bewusst sind, dann können wir sagen: So wie die Linie die Grundlage für die Konstruktion des Würfels ist, so ist unser Körper die physische Grundlage unseres individuellen Lebens. In der ersten Dimension unseres Menschseins sind wir Leib.

Doch wenn wir von uns sprechen, reden wir meist nicht von unserem Leib – und wenn doch, dann sagen wir nicht »Ich bin mein Körper«, sondern »Ich habe einen Körper«. Das verweist uns auf die zweite Dimension des Menschseins, die wir als das *Ich* bezeichneten. Ich, das ist das Bild, das wir uns von uns selbst machen und mit dem wir uns zumeist identifizieren. So wie wir von einem Würfel nur die Flächen sehen, so ist das Ich die Ansicht, die wir von uns haben. Sie konstituiert sich durch unsere Rationalität und unseren Willen. Kraft unserer Rationalität unterscheiden wir uns von anderen: »Ich bin dies und nicht das«. Kraft unseres Willens generieren wir unser Selbstbild so, wie wir uns gerne sehen wollen. »Das bin ich«, so sagen wir und benennen dann das Bild, nach dem wir uns entworfen haben. In der zweiten Dimension des Menschseins sind wir Ich.

Doch so wie die Oberfläche stets die Oberfläche eines dreidimensionalen Objekts ist, so ist das Ich nichts anderes als die Oberfläche unseres eigentlichen, wesentlichen Selbst: dessen, was wir in der *Tiefe* sind, auch wenn wir uns nicht damit identifizieren. Diese Tiefendimension unter der Oberfläche unseres gewollten und gedachten Ich ist unser eigentliches Sein, unser Wesen. Frühere Generationen nannten sie *Seele*. Wir erschließen sie weder durch Denken noch durch Wollen, sondern vornehmlich durchs Fühlen und Empfinden. Fühlend und empfindend gewahren wir unsere unbewussten Stimmungen, unsere verschütteten Emotionen, Traumata, Verbindungen zu anderen. So wie der Würfel erst in der dritten Dimension wirklich das ist, was er ist, so sind auch wir nur dann ganz bei uns selbst, wenn wir uns nicht nur als Leib und Ich (wie zumeist im Alltag des modernen Lebens) bewusst sind, sondern auch als Seele.

Doch damit sind wir noch nicht am Ende. Der Würfel kann nur Würfel sein, weil er im *Raum* west – genauer: weil er ein bestimmter, durch Linie und Fläche umgrenzter, definierter Raum ist. Ebenso ist der Mensch nur deshalb Mensch, weil er im *Geist* west – genauer: weil er ein individueller, durch Leib und Ich umgrenzter *Geist* ist. Wir sind immer auch Geist, wir wohnen im Geist, er umweht uns und bewegt uns wie der Wind. »Der Geist weht, wo er will«, sagt das Sprichwort. Vorzugsweise weht er *zwischen* uns: im offenen Raum des Gesprächs von Mensch zu Mensch, von Mensch zu Welt. Zum Beispiel im Zimmer des jungen Hermann Hesse, wo er einst in der Begeisterung des Glücks zutage trat.

Vier Dimensionen des Menschseins weist unser Bewusstsein aus: Durch unseren Körper sind wir physische Wesen, durch unser Ich sind wir rationale und voluntative Wesen, durch unsere Seele sind wir emotionale und soziale Wesen, durch unseren Geist sind wir spirituelle, uns selbst transzendierende Wesen. Menschsein glückt, wenn wir in diesen vier Dimensionen gleichermaßen zuhause sind, sie alle zur Entfaltung bringen und im Ganzen mit uns selbst im Einklang sind. Glückliche sind wir, wenn wir Wohnungen bauen oder in Wohnungen wohnen, die uns in allen vier Dimensionen unseres Seins nähren. Wir wohnen erst dann im eigentlichen Sinn des Wortes, wenn wir wie die Bäume einer Schonung ganzheitlich genährt sind und an Leib, Ich, Seele und Geist wachsen und blühen können.

Damit kommen wir zurück zum Schwarzwaldhof. Denn dieses Haus, so sagten wir im Anschluss an Martin Heidegger, gibt zu erkennen, was eine wahre und wesentliche Wohnung auszeichnet: Sie ist ein Haus des Glücks, denn sie unterstützt uns darin, ganzheitlich mit uns und mit der Welt im Einklang zu sein. Schauen wir uns das abschließend genauer an. Eine Wohnung, die ihren Namen verdient, trägt dem Umstand Rechnung, dass der Mensch

ein fragiles und sterbliches physisches Wesen ist, das seinen Leib vor der Unbill von Wind und Wetter schützen muss. Der Baumeister des Schwarzwaldhofes hat deshalb das Haus »an die windgeschützte Berglehne gegen Mittag zwischen die Matten in die Nähe der Quelle gestellt.« So bietet es Obdach und Wärme, gewährt es Schutz vor Regen, Hitze, Schnee und Eis. In diesem Haus fühlt sich der Mensch sicher und geborgen. Beides braucht er für sein Glück. Nur wenn er sich dem Augenblick ganz überlassen kann, nur wenn er sorgenfrei im Hier und Jetzt weilt, spielt sich die Selbstgenügsamkeit des Glücks ihm zu. Nur so kann er dem Anspruch des Lebens genügen und seinen Zuspruch vernehmen – so wie der junge Hermann Hesse es beschrieben hat.

So wie der Mensch als physisches Wesen nur glücklich wohnen kann, wenn seine Wohnung Sicherheit und Schutz verspricht, wünscht sich der Mensch als rationales und wollendes Ich von seiner Wohnung Funktionalität und Komfort. In einer Welt, in der sich die Mehrheit der Menschen ausschließlich zweidimensional versteht, geraten diese Qualitäten nicht zufällig zu den wichtigsten Kriterien der Wohnungssuche. Auch der Schwarzwaldhof bringt sie zur Geltung, wenn es heißt, sein Baumeister habe »ihm das weit ausladende Schindeldach gegeben, das in geeigneter Schräge die Schneelasten trägt und tief herabreichend die Stuben gegen die Stürme der langen Winternächte schützt.« Hierbei geht es offenkundig um Energieeffizienz, was eine wichtige Voraussetzung für Komfort und Behaglichkeit bedeutet. Beides braucht das Ich, weil es sich in seinen vier Wänden wohlfühlen will und weil es dort so wenig Arbeit wie nur möglich haben möchte. »Ich bin doch nicht blöd«, sagt es sich und freut sich darüber, wenn es möglichst viele Kosten reduzieren kann. Die Wohnungen von Menschen, die sie in der zweiten Dimension eingerichtet haben, sind deshalb vor allem funktional und effizient – zugleich aber auch oft steril und austauschbar. Ein Blick auf die Neubauten der Gegenwart gibt sofort zu erkennen, dass wir heute in einer zweidimensionalen, flachen Welt leben: einer Welt, in der das Glück nicht länger wohnt, weil unsere Wohnungen verunglückt sind – funktionale Orte, in denen man zwar bequem leben, nicht aber glücklich wohnen kann.

Wohnen heißt, als Mensch in allen Dimensionen seines Seins zuhause sein. Wohnungen sind mehr als funktionale Gehäuse menschlicher Bedürfnisbefriedigung. Wohnungen sind Gewächshäuser, in denen Menschen wachsen, blühen und gedeihen können – *an Leib und Seele*, wie man sagt. Wohnungen, die dem Wesen des Wohnens und der Mehrdimensionalität des Menschseins genügen, werden auch der dritten und der vierten Dimension genügen und ihre Bewohner seelisch und geistig nähren. Aber wissen wir auch, was das heißt? Wir sollten es wissen, da sonst das Glück nicht bei uns wohnen kann. Es wohnte einst im Schwarzwaldhof, dessen Baumeister den »gemeinsamen Tisch nicht vergessen«, »die geheiligten Plätze für Kindbett und [...] Sarg in die Stuben eingeräumt und so den verschiedenen Lebensaltern unter einem Dach das Gepräge ihres Ganges durch die Zeit vorgezeichnet« hat. Eine Wohnung, die der seelischen Dimension des Lebens genügt, gibt Raum für Geselligkeit und Begegnung am »gemeinsamen Tisch«, ebenso aber auch für Zeiten des Rückzugs und der Trauer, des Gebärens und des Sterbens – d.h. für die existenziellen Ereignisse des Lebens, die die Tiefendimension des Seins berühren.

Dafür ist in den Wohnungen der Gegenwart zumeist kein Platz. Reduziert auf Funktionalität und Effizienz vernachlässigen sie die emotionalen und sozialen Aspekte des Menschseins, nehmen der Seele den Raum zum Atmen. Fast alle Wohnhäuser von heute sind zu klein und

eng. Und sie sind zu wenig schön. Denn die Seele wird durch nichts so gut genährt wie durch eine schöne Umgebung: eine Umgebung, die Harmonie und Stimmigkeit atmet und die etwas von der Schönheit des Kosmos in den Wohnraum überträgt. Kunst und hochwertige Möbel können hier ersetzen, was eine auf Funktionalität gepolte Architektur oft vernachlässigt. Denn wenn wir Heutigen die Reinheit der Intuition des jungen Hermann Hesse meist verloren haben, können Kunst und Design uns und unserem Glück doch ein wenig auf die Sprünge helfen und die Harmonie des Seins in unsere Seele dringen lassen.

Noch besser aber wäre es, auch der vierten – der spirituellen – Dimension unseres Seins zu genügen. So wie der Schwarzwaldhof es tat, indem er Raum für den »Herrgottswinkel« bot. Wo finden wir in unseren Wohnungen noch so etwas wie einen Hausaltar, einen Ort der Andacht und Besinnung. Früherem Wohnen war das selbstverständlich. Kein Haus in Japan, an dem nicht ein Winkel für die Ahnen reserviert war; kein Haus in Hellas, in dem nicht Hestia, die Göttin des Herdes, verehrt wurde. So etwas war wichtig, weil es den Bewohnern Raum gab, sich des Geistes zu erinnern, der sie sind und der die Welt durchwaltet. Das aber tut not zum Glück des Menschen – wenn es denn darin besteht, dass er das ganze Spektrum seines Seins entfaltet und mit sich und der Welt ganzheitlich übereinstimmt: in allen Dimensionen mitschwingt mit der großen Melodie des Seins. Denn um abschließend noch einmal Hermann Hesse zu zitieren:

»*Atmen in vollkommener Gegenwart,
Mitsingen im Chor der Sphären,
Mittanzen im Reigen der Welt,
Mitlachen im ewigen Lachen Gottes,
das ist unsre Teilhabe am Glück.*«

HESSE A.A.O., S. 17.

Dem Raum zu geben, ist der Sinn dessen, was wir *Wohnung* nennen. Wohnungen, die ihres Namens würdig sind, lassen das Menschenleben glücken, indem sie den Menschen an Leib, Seele und Geist nähren und zugleich den Bedürfnissen seines Ichs Genüge leisten. Solche Wohnungen sind selten – so selten wie das Glück, das kaum mehr mit uns wohnt. Doch ist es nie zu spät, sie neuerlich zu bauen. Wir leben in einer Zeit großer Umbrüche. Warum sollten wir nicht zu einem ganzheitlichen Menschsein zurückkehren und wieder Häuser bauen, die uns nähren und kräftigen? Es ist ja alles da, was wir zum Glück benötigen: ein Bett, ein Fenster, ein Himmel [...]. Es kommt nur darauf an, dass wir das Wohnen wieder lernen: rückgebunden an das Sein der Welt und offen für die Harmonie und Schönheit, für den Sinn und für den Geist, die uns von allen Seiten her umgeben. ■



DER ERWEITERUNGSBAU DER EHEMALIGE
SCHUHFABRIK EMIL PFEIFFER:

Ein *Industrie-* *denkmal* von 1926



ENTWURF UND AUSFÜHRUNG: **C.T. STEINERT,**
SPEZIALBÜRO FÜR MODERNE INDUSTRIEBAUTEN,
FRANKFURT A.M. ARCHITEKT: HEINZ GROH.

DER BAUBESTAND.

Auf einem erhaltenen historischen Luftbild ist zu erkennen, dass die Schuhfabrik Emil Pfeiffer sich um 1900 zur Hauptstraße mit einem schmalen, repräsentativ gestalteten, roten Backstein-Riegel mit Jugendstilornamentik und wahrscheinlich dem Firmenschriftzug präsentierte. An diesen schlossen rückwärtig eine westöstlich ausgerichtete Shedhalle sowie ein Schornstein (nicht erhalten) an. Die Shedhalle reichte bis zum rückwärtigen Fabrikhof, an dessen Südseite ab 1926 der Erweiterungsbau entstand. An den straßenseitigen Riegel schloss nördlich ein wohl 4-schiffiger Shedbau an.

Bei dem Erweiterungsbau der ehemaligen Schuhfabrik, ab 1926, handelt es sich um ein Baudenkmal nach § 2 DSchG NRW. Besonders ungewöhnlich und beeindruckend ist, dass der historische Fensterbestand in großem Umfang erhalten ist. Zudem ist die überlieferte straßenseitige Fassade aus der Zeit um 1900 als orts- und firmengeschichtliches Zeugnis unbedingt erhaltenswert. Sie ist als »erhaltenswerte Bausubstanz« einzustufen. Die ehemaligen Shedhallen sind stark überformt, insofern liegt bei ihnen keine Denkmaleigenschaft vor.

Der langgestreckte, 4- bzw. 5-geschossige westöstlich ausgerichtete Riegel unter einem sehr flach geneigtem Satteldach wurde ab 1926 rückwärtig an die älteren Produktionsbauten der Schuhfabrik Emil Pfeiffer, und zwar an die Shedhalle, angefügt. Für den Entwurf und die Ausführung zeichnete der Architekt Heinz Groh bzw. das Spezialbüro für moderne Industriebauten C. T. Steinert aus Frankfurt am Main verantwortlich. Die 5-geschossige Nordfassade ist zum Fabrikhof ausgerichtet, die 4-geschossige Südfassade zur Straße, die von der Hauptstraße in Richtung Bahntrasse führt. Die hofseitige Nordfassade ist mit einem kleineren östlichen und einem etwas größeren westlichen Vorbau versehen, in denen jeweils Treppenhäuser angeordnet sind. Der westliche Vorbau wurde größer ausgeführt, da er zudem über Räume für Damen- und Herren-Toiletten und einen angegliederten Aufzug verfügt.

Während die nördliche und östliche Sockelzone aus hellem Werkstein aufgeführt wurden, zeichnen sich die Obergeschosse durch ihre roten Backsteinfassaden, die regelmäßige Reihung der Fenster zu Fensterbändern und die mehrheitlich bauzeitlich überlieferten kleinteilig sprossierten Holzfenster aus.

ÖSTLICHE GIEBELSEITE.

Die sechs Fensterachsen des Fabrikbaus wurden geschossweise zu horizontalen Fensterbändern zusammengefasst: Die Fenster sind in das leicht vertiefte Fassadenrelief der Fensterbänder eingefügt; das Fensterband selbst ist mit einer schmalen Klinkerumrahmung betont. Unten sind die Fenster durch eine durchlaufende Sohlbank miteinander verbunden. Die seitlichen Einfassungen des Fensterbandes muten wie »ohrenartige« Abschlüsse an, dienen aber dazu, auch die äußeren Fenster rechts und links mit geschlossenen Wandflächen zu flankieren. Die Sockelzone aus hellem Werkstein ist an dieser Giebelseite von der Böschung teils verdeckt. Darüber erhebt sich die rote Backsteinfassade, die einen

schlichten dekorativ abgetreppten Ortgang aufweist. Die bauzeitlichen Holzsprossenfenster sind sowohl im Sockelbereich als auch in den Obergeschossen weitestgehend vollständig erhalten.

NORDFASADE.

5-GESCHOSSIGER VORBAU IM OSTEN.

Hofseitig schließt an die östliche Giebelseite der Fabrik die geschlossene Wandfläche des östlichen Treppenhauses an. Die Erschließung des Treppenhauses erfolgt hofseitig von Nordwesten über eine zweistufige Freitreppe, beidseitig mit bauzeitlichen Geländern, und eine wahrscheinlich bauzeitliche zweiflügelige Eingangstür mit repräsentativer Klinkerumrahmung. Belichtet wird das Treppenhaus über eine Fensterachse im Nordosten des Vorbaus; ansonsten sind die Wandflächen des Vorbaus geschlossen.

4-BIS 5-GESCHOSSIGER VORBAU IM WESTEN.

Die östliche 4-geschossige Fassade verfügt über sechs schmale stehende Fenster pro Geschoss, die wiederum zu horizontalen Fensterbändern miteinander verbunden sind. Sie dienen zur Belichtung der Nebenräume. Dahinter ragt das 5-geschossige Treppenhaus auf, das im Dachgeschoss allseitig als geschlossene Wandfläche mit kleinen Fensteröffnungen ausgeführt wurde. Erschlossen wird das Treppenhaus von Norden bzw. vom Fabrikhof: Der Haupteingang ist besonders durch seine Klinkerumrahmung und beidseitig dekorativ abgestufte Türlaibungen hervorgehoben. Die hölzerne Eingangstür im Bestand, eine zweiflügelige Rahmen-Füllungstür mit jeweils einem Fenster pro Flügel, ist wahrscheinlich bauzeitlich. Darüber erstreckt sich ein mit schmaler Klinkerumrahmung betontes langgestrecktes vertikales Fensterband mit sprossierten Fenstern und Öffnungsflügeln, das die Belichtung des westlichen Treppenhauses gewährleistet.

Das Dachgeschoss ist auch hier als geschlossene Wandfläche mit kleiner Fensteröffnung gestaltet. Der Treppenhauseinsatz verfügt im Dachgeschoss rückwärtig über einen Zugang zum Dach mit bauzeitlicher einflügeliger Holztür. Westlich vom Treppenhaus schließt der ebenfalls 5-geschossige, aber zurückgestaffelte schmale Baukörper an, der den Aufzug aufnimmt. Der um ein Podest erhöhte Zugang liegt parallel zum Eingang des Treppenhauses hofseitig im Norden. Die innere, wohl bauzeitliche zweiflügelige Tür zum Aufzug ist erhalten, während der äußere Zugang zum Aufzug von einem späteren Vorbau verdeckt ist. Die Belichtung des Aufzugsschachtes erfolgt über ein Oberlicht und vier weitere Fenster. Der westliche Teil der Nordfassade ist mit seiner deutlich erkennbaren bauzeitlichen Öffnungsstruktur überliefert, die Fensteröffnungen wurden aber nachträglich zugesetzt.

Die Sockelzone bietet eine Zufahrt bzw. Zugang zum Lager im Kellergeschoss. Das Erd- und die Obergeschosse hingegen zeichnen sich auch hier aus durch sachlich-schlichte rote Backsteinfassaden mit horizontalen Fensterbändern, einer regelmäßigen Fensterreihung sowie stehenden Fensterformaten mit horizontal unregelmäßig (unten schmaler Streifen, großer Mittelteil, Oberlicht) und gleichmäßig vertikal dreigeteilten, kleinteilig sprossierten Holzfenstern, jeweils mit 2 mittigen Öffnungsflügeln, die mehrheitlich bauzeitlich erhalten sind.





S Ü D F A S S A D E .

Auch die viergeschossige Südfassade ist von rotem Backstein, horizontalen Fensterbändern, einer regelmäßigen Fensterreihung, stehenden Fensterformaten und wiederum kleinteilig sprossierten Holzfenstern geprägt. Im 1. bis 3. Obergeschoss sind die bauzeitlichen Fenster erhalten, im 4. Obergeschoss hingegen sind nachträglich erneuerte zweiflügelige Fenster.

W E S T L I C H E G I E B E L S E I T E .

Die Gestaltung der westlichen Giebelseite entspricht derjenigen der östlichen Giebelseite (s. o.). Allerdings wurden die Fensteröffnungen nachträglich zugesetzt. Gleichwohl ist die originale Öffnungsstruktur noch gut ablesbar.

I N N E N .

Der Fabrikbau wurde so konzipiert, dass im Kellergeschoss das Lager, im Erd- und in den Obergeschossen vornehmlich die Produktion, aber auch weitere Lagerräume untergebracht waren. Das Erd- und die Obergeschosse wurden jeweils als 2-schiffige Halle mit Mittelstützen und Eisenbetondecken errichtet. Charakteristische und integrale Bestandteile des Denkmals sind die großzügigen ehemaligen Produktionsräume mit der sichtbaren Konstruktion, die Lastenaufzüge, die zum Teil erhaltenen hölzernen Trennwände mit sprossierter Verglasung (z. B. im Dachgeschoss) und die bauzeitlich überlieferten Holztüren mit den originalen Türschildern und -klinken zu den ehemaligen Toiletten. Auch die beiden authentisch überlieferten Treppenhäuser sind mit allen Details konstituierende Bestandteile des Denkmals. Schließlich gehören auch bauzeitliche Details wie zum Beispiel die originalen Fensteroliven im Kellergeschoss zum Denkmal.

W A R U M D I E S E S B A U W E R K D E N K M A L W E R T I S T .

1. D E N K M A L F Ü R D I E G E S C H I C H T E D E S M E N S C H E N .

Die ehemalige Schuhfabrik ist als Denkmal für die Geschichte des Menschen erhaltenswert, weil die Geschichte des Schuhs und der Schuhproduktion ein wichtiges und traditionsreiches Kapitel der Menschheitsgeschichte ist, das bis in die Steinzeit zurückgeht. Mit Tierfellen, später mit Leder und anderen Materialien schützten die Menschen ihre Füße und Waden vor Kälte. Lange Zeit fertigten Schuhmacher die Schuhe in Handarbeit an. Im Zuge der Industrialisierung begann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die rationalisierte Herstellung von Schuhen in Fabriken. Der Preis für gutes Schuhwerk sank und wurde so für die breite Masse der Bevölkerung erschwinglich. Diese zuletzt geschilderte Entwicklung zeigt exemplarisch die 1875 gegründete und sukzessiv erweiterte Schuhfabrik Emil Pfeiffer.

2. Z U M V E R S T Ä N D N I S D E R S T Ä D T E U N D S I E D L U N G E N .

Das Gebäude trägt in mehrfacher Hinsicht zum Verständnis der Städte und Siedlungen bei: Das Bergische Land, heute als Naturschutz- und Naherholungsgebiet beliebt, war lange Zeit ländlich geprägt. Das Bergische Städtedreieck (Wuppertal, Solingen, Remscheid) entwickelte sich jedoch im 19. Jahrhundert zu einem Motor der Industrialisierung:

Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts lebten im heutigen Wuppertal über 100.000 Menschen, denn Elberfeld und Barmen zählten zu den bedeutendsten Banken- und Handelszentren von Preußen.

Darüber hinaus waren vor allem die Kleineisen- und die Textilindustrie bedeutende Branchen. Remscheid spezialisierte sich z. B. auf Maschinenbau und Metallverarbeitung und ist noch heute als »Werkzeugstadt« bekannt. Wuppertal war dagegen schon früh von der Textilindustrie, insbesondere von der Bandweberei geprägt. Ende des 19. Jahrhunderts war das heutige Wuppertal zum größten Wirtschaftszentrum des Kaiserreiches avanciert, doch im Verlauf des 20. Jahrhunderts nahm die Bedeutung vor allem des Textilsektors zunehmend ab. Heute dominieren die chemische Industrie und der Maschinenbau die Wirtschaft im Wuppertal.

Im Zeitraum von 1929 bis 1943 sind als weitere Industrieschwerpunkte einzelner Städte im Bergischen Land anzuführen: die Schuhindustrie in Wermelskirchen, die Besteckindustrie in Mettmann, die Schloss- und Beschlagindustrie in Velbert und Heiligenhaus, die Seidenverarbeitung in Langenberg und die Tuchindustrie in Lennep, Hückeswagen und Oderberg.

»Die Baukunst soll ein *Spiegel des Lebens* und der Zeit sein.«

WALTER GROPIUS

Die Schuhindustrie in Wermelskirchen ging Ende des 19. Jahrhunderts aus der Textilindustrie hervor. Zunächst stellte man Einzelteile von Schuhen her, später wurden Schuhe vollständig gefertigt. Wermelskirchen war bekannt für die Herstellung von Qualitätsschuhwerk – wie beispielsweise dem sogenannten Mackay-Schuh mit Zwischensohle, der insbesondere von den Firmen Flöring und Fritz gefertigt wurde; später kamen rahmengenähte Schuhe und Stiefel hinzu. Ab 1933 stieg die Nachfrage nach Militärstiefeln stark an. In der Stadt Wermelskirchen dominierte die Spezialisierung auf die Produktion von Herrenschuhen. Im Gegensatz dazu herrschte im Südwesten von Wermelskirchen mit der Firma Emil Pfeiffer die Spezialisierung auf Damenschuhe vor. Oft ging die Spezialisierung auf Damenschuhe mit der Herstellung von Kinderschuh und Gamaschen einher. In Wermelskirchen gab es 1939 sechs Fabriken dieser Art, darunter Fa. Emil Pfeiffer, Fa. Oberhoff und Wüsthoff und Fa. Alfred Siebel. Die Pfeiffersche Schuhfabrik zeichnet sich dadurch aus, dass sie Leder-gamaschen in die regionale Schuhindustrie eingeführt hat und 1939 noch diese Produktion betrieb. In dem geschilderten Kontext und als wichtiger regionaler Arbeitgeber sowie Mäzen kommt der Schuhfabrik Emil Pfeiffer eine herausragende orts- und regionalgeschichtliche Bedeutung zu.

In Wermelskirchen stehen bereits folgende Schuhfabriken unter Denkmalschutz: Fa. Flöring, heute als Altersheim genutzt, sowie die ehemalige Kattwinkelsche Fabrik, die erst als Weberei, später als Schuhfabrik genutzt wurde und heute als Kulturzentrum mit Bibliothek dient. Die Pfeiffersche Schuhfabrik bereichert und vervollständigt das Panorama der historischen Schuhindustriebauten in Wermelskirchen und im Bergischen Land.



3. EIN BEISPIEL FÜR DIE INDUSTRIALISIERUNG
DES 20. JAHRHUNDERTS.

Die Entwicklung der Arbeits- und Produktionsverhältnisse zeigt sich in diesem Gebäude, weil die ab 1926 errichtete Schuhfabrik exemplarisch die vom Produktionsgang bestimmte Anordnung und Organisation der einzelnen Produktionsschritte in dem Fabrikbau veranschaulicht. Zudem sind die Produktionsschritte einschließlich Einrichtung und Anzahl der männlichen und weiblichen Mitarbeiter je Produktionsschritt in der Bauakte gut dokumentiert. Bis heute sind die Etappen der Produktion vor Ort anschaulich nachvollziehbar, auch wenn im Bestand nur wenige Ausstattungselemente überliefert sind.

Schuhfabriken gliedern sich in der Regel in zwei Abteilungen: in eine materialverarbeitende Abteilung mit Zuschneiderei und Stanzerei und eine materialbearbeitende Abteilung mit Zwickerei, Bodenmontage, Ausputz und Fertigmacherei.

Im vorliegenden Fall waren die Funktionen folgendermaßen angeordnet:

- Im Kellergeschoss: Lagerräume sowie das Bodenleder-Lager
- Im Erdgeschoss: Stanzerei und Zwickerei, zwischen den Mittelstützen Leisten-Regale sowie das Lager für gestanzte Artikel, Absätze und Zusammenstellraum
- Im 1.OG: Fertigmacherei und Kontrolle, Boden- und Absatzbefestigung, Ausputz
- Im 2.OG: Fournituren-Lager, Schäfte-Lager, Stepperei mit 38 Stepptischen an den Fenstern der Nordfassade und zahlreichen Vorrichtetischen
- Im DG: Oberleder-Zuschnittlager, Hand-Zuschneiderei, Maschinen-Zuschneiderei, Modelleur- und Zuschnitt-Schablonen.

Die Ende der 1920er Jahre in der Bergischen Schuhindustrie eingeführte Fließbandarbeit scheint bei Emil Pfeiffer zu diesem Zeitpunkt (noch?) nicht zur Anwendung gekommen zu sein. Zumindest deuten die Pläne in der Bauakte nicht darauf hin.

FÜR IHREN ERHALT UND IHRE NUTZUNG LIEGEN VOR:

ARCHITEKTURGESCHICHTLICHE GRÜNDE

... weil es sich um einen ausgewogen komponierten, qualitativvoll gestalteten, allansichtig konzipierten Bau handelt: Jede Fassade wurde »auf Sicht« gestaltet. Stilistisch ist der Bau der gemäßigten Moderne zuzuordnen, die seit langem in der Fachwelt wissenschaftlich aufgearbeitet ist und hohe Anerkennung genießt. Moderne Elemente sind in diesem Fall die starke Horizontalität des Baukörpers, die durch die markanten horizontalen Fensterbänder hervor gehoben wird, das wie ein Flachdach anmutende, jedoch als sehr flach geneigtes Satteldach ausgebildete Dach, der weitgehende Verzicht auf Ornamentik und die funktionale, sachlichschlichte Architektur. Als gemäßigt bzw. konservativ einzustufen sind die Konstruktion – eine Mischkonstruktion mit Eisenbetondecken, die innen sichtbar, jedoch nach außen mit roten Backsteinfassaden verkleidet ist, wohl um den Baukörper regional einzubetten – sowie die kleinteilig sprossierten Holzfenster. Als Vergleich sei das Paradebeispiel für modernen Industriebau angeführt, das von Walter Gropius projektierte Fagus-Werk (Schuhleistenfabrik) in Alfeld, Niedersachsen von 1911 (Denkmal und Weltkulturerbe), das in moderner Skelettbauweise mit *curtain wall* realisiert wurde.

WISSENSCHAFTLICHE, INSBESONDERE
INDUSTRIEGESCHICHTLICHE GRÜNDE

... weil der Bau von dem auf moderne Industriebauten, vor allem auf Leder- und Schuhfabriken spezialisierten international tätigen Spezialbüro für moderne Industriebauten C. T. Steinert realisiert wurde und der 1882 in Schwäbisch Hall geborene Architekt Heinz Groh verantwortlich zeichnete. Das Büro C. T. Steinert hatte bezeichnenderweise 1924 seinen Hauptsitz in Prag sowie weitere Büros in Frankfurt am Main, Berlin, Wien und Tric (Tschechoslowakei). In der damaligen Tschechoslowakei, in der sich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs die Wirtschaft rasch entwickelte, galten die Textil-, Glas- und Schuhindustrie als die weltweit höchstentwickelten ihrer Branchen. Der wichtigste und prominenteste Protagonist der tschechischen Schuhindustrie war Tomáš Baťa (1876–1932), dem es gelang das internationale Bata-Schuhimperium aufzubauen, das bis heute im öffentlichen Bewusstsein fest verankert ist.

Das Büro C. T. Steinert, das noch im Detail zu erforschen ist, realisierte zum Beispiel auch die als Erweiterungen konzipierten Produktionsbauten der ehemaligen Drahtzieherei Ullman in Hanau (ab 1921/22, Denkmal).

STÄDTEBAULICHE GRÜNDE

... weil der urban anmutende, weithin sichtbare Fabrikbau seit seiner Fertigstellung und bis heute das Stadt- und Landschaftsbild prägt. Auf historischen Fotos ist deutlich zu erkennen, dass der Bau schon vom Bahnhof Hilgen und damit von dem maßgeblichen Umschlagplatz der Pfeifferschen Fabrik aus gut sichtbar war. ■





ENKELFÄHIGE IMMOBILIEN

Nachhaltig Bauen heißt, Bausubstanz erhalten



Was ist besser für das Klima, energieeffizient neu bauen oder ein altes Gebäude energetisch sanieren? Diese Frage wird selten gestellt und noch seltener umfassend beantwortet.

Es gibt zahlreiche prominente Beispiele dafür, dass eine Sanierung oder Renovierung oft gar nicht zur Debatte steht, sondern sogar historisch bedeutsame Gebäude abgerissen und durch Neubauten ersetzt werden.

So berichtete der Spiegel in seiner Ausgabe 18/2021 beispielsweise über das Wiratex-Gebäude in Berlin. Dieses Bauwerk aus dem Jahre 1964 war ursprünglich Sitz des DDR-Außenhandelsbetriebs Wiratex und beherbergte zuletzt Abteilungen der Bundestagsverwaltung und die Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung.

BUNDESREGIERUNG VERNACHLÄSSIGT »GRAUE ENERGIE«.

Der architektonisch anspruchsvolle DDR-Bau stand nach der Wende unter Denkmalschutz, ist aber mittlerweile abgerissen worden. Die Begründung für den Abriss: Bis 2050 sollen sämtliche Ministerien, Behörden, Kasernen und Forschungseinrichtungen ‚nahezu‘ klimaneutral sein. Die Forderung stand im Koalitionsvertrag von CDU und SPD aus dem Jahre 2013 und ist grundsätzlich nachvollziehbar. Allerdings bezieht sich die Bewertung der Klimaneutralität hierbei nicht auf den gesamten Lebenszyklus eines Bauwerks. Bei der Berechnung wird lediglich der CO₂-Footprint nach Fertigstellung bzw. Sanierung eines Gebäudes beachtet. Diese Berechnung vergisst allerdings die sogenannten »Grauen Energien«, also die Energiemenge, die für Herstellung, Transport, Lagerung, Verkauf und Entsorgung von Baumaterialien aufgewendet werden muss.

GRÜNDE FÜR DIE SCHLECHTE KLIMABILANZ VON NEUBAUTEN.

Die »Grauen Energien« sind der entscheidende Faktor für die schlechte Klimabilanz von Neubauten. Dies wird deutlich, wenn man sich einzelne Materialien anschaut, zum Beispiel den »Klimaschädling« Zement, der als Bestandteil des Baustoffs Beton im heutigen Hausbau allgegenwärtig ist. Für die Zementherstellung werden, wie auch für die Herstellung anderer Baustoffe, hohe Temperaturen benötigt, die derzeit mit der Verfeuerung fossiler Brennstoffe erzeugt werden. Bei der Herstellung der weltweit rund vier Milliarden Tonnen Zement entstehen so jährlich 2,8 Milliarden Tonnen Kohlendioxid.



**80 PROZENT DER MATERIALIEN
KÖNNEN BEI DER SANIERUNG VON
ALTBAUTEN WIEDERVERWENDET WERDEN.**

Allein die Emissionen der Zementherstellung sind pro Jahr für rund acht Prozent der globalen Treibhausgasemissionen verantwortlich. Umweltschäden entstehen zudem noch durch den Verbrauch von Sand und Kies. Beim Transport von Baumaterial entsteht zusätzlich CO₂. Bei der Sanierung eines Altbaus hingegen werden im Durchschnitt 80 Prozent der Materialien wiederverwendet. Renovieren und Restaurieren ist dementsprechend wesentlich nachhaltiger als ein Neubau. Vorausgesetzt natürlich, es ist eine Altbausubstanz vorhanden, die effektiv modernisiert wird.

**FÜR GEBÄUDE GILT: JE
LÄNGER DIE NUTZUNG,
DESTO NACHHALTIGER.**

Die Ökobilanz eines Gebäudes, das beispielsweise mehr als ein Jahrhundert existiert, ist aus den genannten Gründen nahezu unschlagbar. Daher heißt klimaschonend Bauen heute für viele Architekten nicht, neu bauen, sondern Immobilienbestand modernisieren. Beispiele hierfür finden sich häufig in Großstädten. In Hamburg etwa wurde 2018 ein ehemaliger Parkhauskomplex aus den 1960er Jahren saniert und umgewidmet. Auf Basis erhaltener Bausubstanz entstanden hier genossenschaftliche Wohnungen mitten in der Hansestadt. Im Süden Londons entstand mit der Neugestaltung des Kraftwerks Battersea Power Station und seiner Umgebung ein neues Stadtviertel. Und in Wuppertal wurde aus einer alten Fabrikanlage ein Gebäudekomplex mit vielfältiger Nutzung geschaffen – von Mietwohnungen, über Büros, Künstlerateliers bis zu einem Nachbarschaftscafé.



Altbauten sind Klimaschützer.

Ob in Hamburg, London, Wuppertal oder anderswo. Nachhaltiges ‚Neues Bauen‘ entsteht heute aus dem Alten. Die renaissance AG, welche für die Entwicklung des Projektes TAUSENDSCHIEBENHAUS verantwortlich ist, ist daher vom Wert alter und insbesondere denkmalgeschützter Bausubstanz überzeugt und möchte durch die Sanierung einen nachhaltigen Beitrag zum Klimaschutz leisten. ■

MÖGLICHKEITEN
NEHMEN GESTALT AN.

WERT ENT WICK ELN

Werte entwickeln
heißt, Altes neu
denken.

Wie in den 20er Jahren
des letzten Jahrhunderts
erleben wir heute einen
großen gesellschaftlichen
Wandel:

Die Digitalisierung hat
an Fahrt gewonnen, der
Klimaschutz wird zum
beherrschenden Thema –
Leben und Arbeiten rücken
für viele Menschen näher
zusammen.

Die Wohnung der 2020er Jahre
soll Zuhause, Büro, sozialer
Treffpunkt, Base-Camp und
Klimaschützer in einem sein.

Immobilien müssen heute viele Anforderungen erfüllen. Sie sind mittlerweile mehr als bloße Rückzugsorte, sondern müssen optimale Bedingungen für die Arbeit zuhause bieten und angenehme Orte der Begegnung sein.

Jene, welche diese Orte nicht nur bewohnen, sondern gleichsam besitzen, möchten zusätzlich einen nachhaltigen Wert haben. Und natürlich ist ihnen auch daran gelegen, diesen Wert zu steigern.

Aus Liebe
zur Substanz.

Die renaissance AG erhält den Wert der Immobilien für die Gesellschaft. Sie werden restauriert und renoviert und bewahren das Erbe ihrer Geschichte.

Auf dieser Basis – oder anders gesagt: mit dieser substanziellen Herangehensweise – entwickelt die renaissance AG Immobilien. Aus Verbundenheit zur gewachsenen Bausubstanz und zum Wohle der Lebensqualität der Heimat eines Gebäudes.

DAS TAUSENDSCHIEBENHAUS:

*Glanz und
Gloria* des
industriellen
Zeitalters
treffen auf
die Pioniere
von heute





**WOHNEN MIT
OFFENEN
GRUNDRISSEN.**

LICHTDURCHFLUTETE,
GROSSE FLÄCHEN –
RAUM FÜR ENTFALTUNG.

**DER FEINE GLANZ
DER MODERNE –**
REFLEKTIERT VON
DEN UNZÄHLIGEN
ORIGINAL ERHALTENEN
SPROSSENFENSTERN
DES BAUDENKMALS.





AUSGEWÄHLTE
WERKSTOFFE,
KLARES DESIGN,
**BESONDERE
AUGENBLICKE.**

KRAFT SCHÖPFEN
AUF GROSSZÜGIGEN
BALKONEN UND
SORGFÄLTIG
GESTALTETEN
AUSSENFLÄCHEN.



**DER BALKON IST EIN
WUNDERBARER ORT
ZUM TRÄUMEN UND
WOHLFÜHLEN:**

ER KANN EINE KLEINE
GRÜNE OASE SEIN, EIN PLATZ
FÜR GEMEINSAME MAHLZEITEN,
DAS SONNENDECK FÜR
ENTSPANNTE STUNDEN
ODER DER ORT, AN DEM DER
TAG BEI EINEM SCHÖNEN
GLAS WEIN AUSKLINGT.



AUF DEM DACH:
HERRLICHE AUSSICHTEN
UND JEDE MENGE RAUM
ZUM ENTSPANNEN.



**EIN CO-WORKING-SPACE
DIREKT VOR DER WOHNUNGSTÜR**

ERLAUBT ENTSPANNTES UND
STÖRUNGSFREIES ARBEITEN MIT
BESTER INFRASTRUKTUR.

DIE VORZÜGE DER FREIEN
ZEITEINTEILUNG BEIM ARBEITEN
VON ZU HAUSE WERDEN IM
TAUSENDSCHIEBENHAUS MIT
EINEM PROFESSIONELLEN
ARBEITSUMFELD KOMBINIERT.



BERGISCHES LAND – EINE NAMENS- GESCHICHTE.

Wer die Geschichte des Bergischen Landes nicht kennt, mag den Namen der Region als Beschreibung der hügeligen Landschaft deuten. Wer sprachlich sensibel ist, wird sich allerdings fragen, sollte es dann nicht »Bergiges Land«, anstatt »Bergisches Land« heißen? Richtig. Denn die Namensgeber sind nicht die Hügel der Region, sondern die Grafen von Berg. Diese residierten ursprünglich auf dem Stammschloss Burg Berge in Odenthal-Altenberg. Seit dem 12. Jhd. war die Stammburg der Grafen und späteren Herzöge dann die Höhenburg Schloss Burg. Diese ist heute ein beliebtes Ausflugsziel im Solinger Stadtteil Burg an der Wupper.

DER STANDORT

Im grünen Herzen der Metropol- region Köln

Das TAUSENDSCHIEBENHAUS befindet sich im *grünen Herzen* der Metropolregion Köln, im Bergischen Land. Die Region ist bekannt durch ihre hügelige Landschaft, Burgen, Brücken, Wanderwege, Talsperren, Seen, Bahntrassen und Flußradwege. Sie ist aber auch geprägt durch das industrielle Zeitalter. Mit schönen und interessanten Denkmälern des 19. und 20. Jahrhunderts. Mit Geschichte und Geschichten aus dieser Zeit und dem, was davon bleibt.

DER RECHTE ORT –
GENAU HIER, GENAU JETZT.

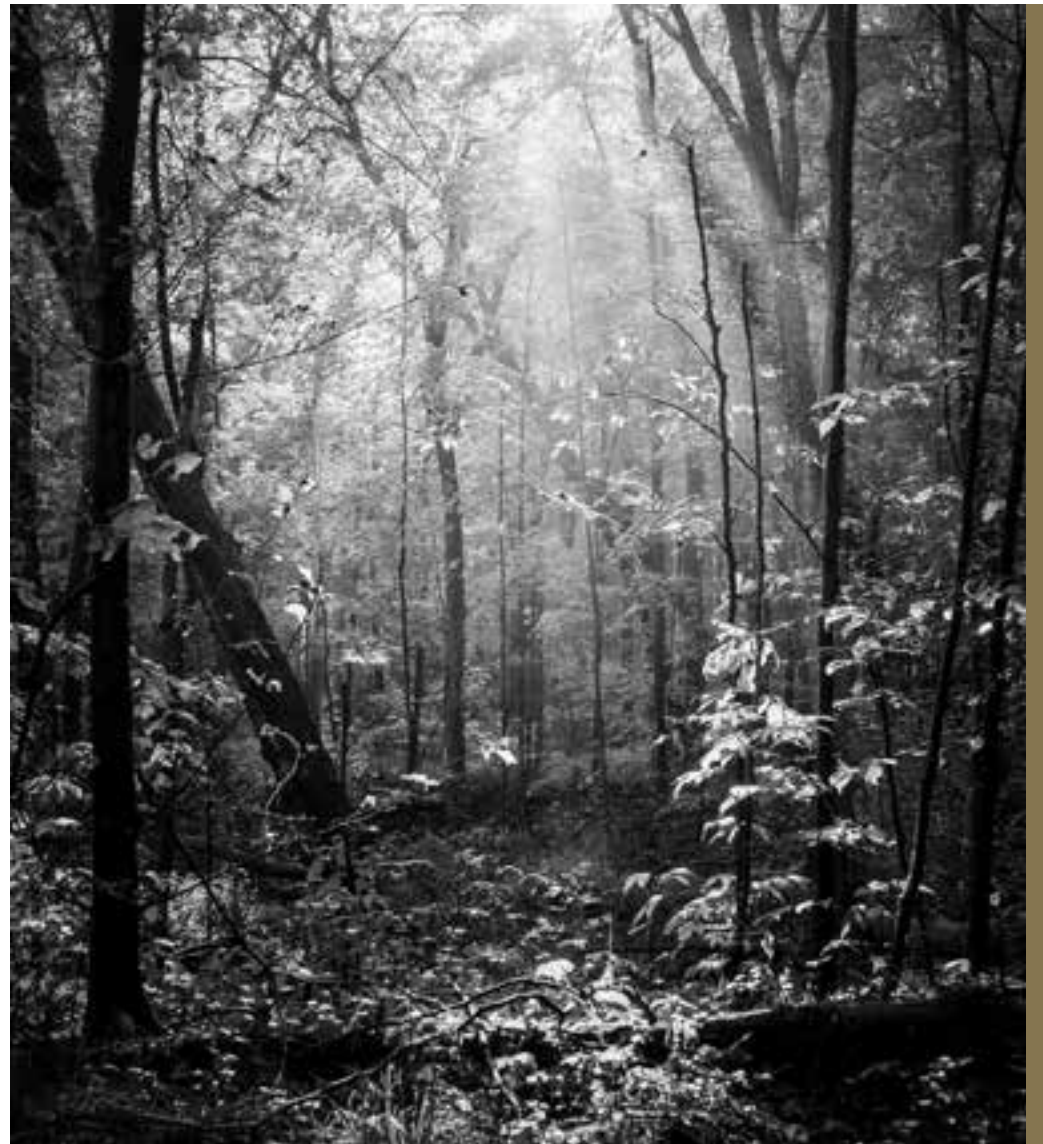
Im TAUSENDSCHIEBENHAUS spüren Menschen die Geschichte und schauen gleichzeitig durch die unzähligen Fenster der historischen Fassade in eine neue Zeit. Der Standort des Industriedenkmals verbindet die Vorzüge der Metropolregion Köln mit dem hohen Freizeitwert des Bergischen Landes. In a nutshell: Von hier gelangen Bewohner innerhalb von 30 Minuten in die Kölner Innenstadt oder in 45 Minuten zum Airport Köln Bonn. In nur 5 Minuten genießen sie eine Radtour auf einem der schönsten Radwege der Region.

DIE DOMSTADT KÖLN
UND ANDERE HIGHLIGHTS
DER REGION.

Über Köln müssen nicht viele Worte verloren werden. Die über 2000 Jahre alte Stadt ist die pulsierende Metropole Nordrhein-Westfalens. Sie ist eine der vier deutschen Millionenstädte, wobei ihre Einwohnerzahl aufgrund ihrer großen Anziehungskraft seit 20 Jahren stetig weiterwächst. Im gesamten Einzugsgebiet der Domstadt, der Region Köln-Bonn, wohnen insgesamt ca. 3,6 Millionen Menschen. Köln bietet eine Vielzahl kultureller Highlights, Sehenswürdigkeiten und Einkaufsmöglichkeiten.

→ WWW.KOELN.DE





**DAS TAUSENDSCHEIBENHAUS HAT
EINEN GROSSEN GARTEN –
DEN NATURPARK BERGISCHES LAND.**

Neben der Domstadt bietet die gesamte Region – insbesondere das Bergische Land – zahlreiche Freizeitangebote und Sehenswürdigkeiten. Zu nennen ist vor allen Dingen der Naturpark Bergisches Land, einer von 104 Naturparks in Deutschland und der drittgrößte in NRW. Die wertvolle Natur- und Kulturlandschaft, das gesunde Klima sowie die kulturelle und biologische Vielfalt machen den Naturpark zu einem Lebens- und Erlebnisraum mit beachtlicher Qualität.

Das Gebiet erstreckt sich von Köln bis zum Sauerland bzw. von der Wupper bis zur Sieg. Der Naturpark zählt zu den Nationalen Naturlandschaften Deutschlands und leistet insbesondere einen wichtigen Beitrag zu Umwelt- und Klimaschutz. So fördert der Park die Erhaltung, Entwicklung und Wiederherstellung der Arten- und Biotopvielfalt der durch vielfältige Nutzung geprägten Landschaft. Für viele seltene und regional typische Pflanzen und Tiere ist er eine nachhaltige und natürliche Heimat.

➔ WWW.NATURPARKBERGISCHESLAND.DE

**DIE BALKANTRASSE, EIN AUSSER-
GEWÖHNLICHER PANORAMA-RADWEG.**

Gerade für aktive Menschen und Naturliebhaber ist das Bergische Land ein idealer Ort. Direkt vor der Haustüre des TAUSENDSCHEIBENHAUSES befindet sich beispielsweise der »Panorama-Radweg Balkantrasse«. Er verläuft auf der 28 Kilometer langen ehemaligen Kursbuchstrecke 411 der Deutschen Bahn von Leverkusen-Opladen nach Remscheid-Lennep und wird im Volksmund »Balkanexpress« genannt.

Eine Besonderheit des Radweges auf der ehemaligen Bahntrasse ist, dass es kaum größere Steigungen gibt. Das Bergische Land – bekannt durch seine hügelige Landschaft – kann so mit dem Fahrrad erlebt bzw. »erfahren« werden. Besonders für Familien ist so ein neues Freizeitvergnügen geschaffen worden.

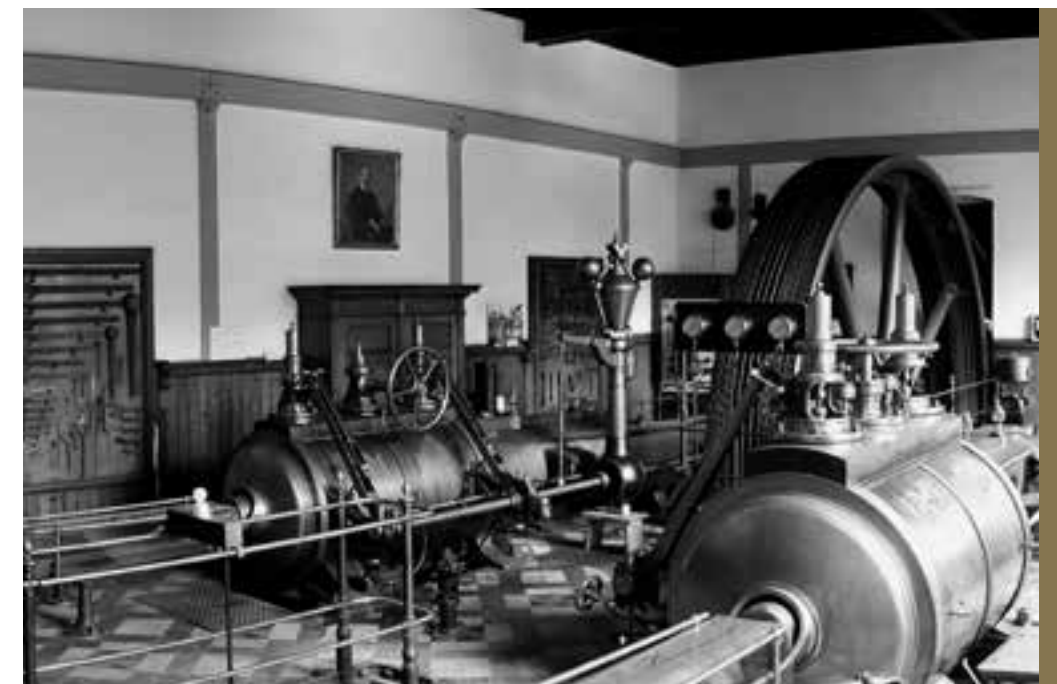
➔ WWW.BALKANTRASSE.DE

**EINE REGION, VERWOSEN MIT DER
GESCHICHTE DER TEXTILINDUSTRIE.**

Die Geschichte der Region ist auch ein spannendes Kapitel deutscher Industriegeschichte. Wer das Bergische Land verstehen will, kann daher unter anderem im Wülfigmuseum in der über 160 Jahre alten Tuchfabrik »Johann Wülfig & Sohn« auf Spurensuche gehen. Dieses in Deutschland einzigartige Industriedenkmal liegt direkt an der Wupper in der aus einer Arbeitersiedlung entstandenen Ortschaft Dahlerau. Es befindet sich im Bereich der Energiezentrale inmitten der ehemaligen Tuchfabrik.

Das Museum spinnt seinen roten Faden entlang der historischen Energieerzeugung aus der Wupper mit einer Dampfmaschine und einer Wasserturbine. Diese, wie viele weitere Maschinen, sind in ihrer Funktion erhalten und werden live vorgeführt. So zeigt das Museum alle Produktionsstufen der Textilfertigung anschaulich und unterhaltsam. ■

➔ WWW.WUELFING-MUSEUM.DE



Eine *Fabrik* im Grünen

EIN BEITRAG VON
STRAUSS | FISCHER HISTORISCHE BAUWERKE GBR

Wer zwischen Hilgen und Wermelskirchen auf dem Höhenrücken fährt, auf dem die Bundesstraße B51 verläuft, sieht im beschaulichen Neuenhaus seitlich der Straße plötzlich einen mehrgeschossigen Fabrikbau.

Aus Ziegel, mit hohen Fenstern ragt er über der straßenbegleitenden Bebauung auf – scheinbar zurückversetzt ins Grüne, das das Häuserband von Neuenhaus, von Nüxhausen und Unterstraße begleitet.

Eine Fabrik im ländlichen Raum: Das verwundert nur jene, die mit der Geschichte des Bergischen Landes nicht vertraut sind. Schließlich gehörte es dank Wasserkraft, Holzvorkommen und Bodenschätzen zu den Pionierregionen der Industrialisierung in Deutschland. Auch die Bundesstraße B51 ist Teil dieser Geschichte: Als Wermelskirchener Chaussee verbindet sie bereits seit 1775 das Bergische Land mit Köln und wurde 1865 zu einem Abschnitt der Cöln-Berliner Staatsstraße.

EIN STÜCK INDUSTRIEKULTUR IM BERGISCHEN.

Die Fabrik in Neuenhaus ist Teil eines industriellen Erbes, das in Wermelskirchen eng mit der Schuhindustrie verknüpft ist. Lokale Enthusiasten wie die Abteilung Wermelskirchen des Bergischen Geschichtsvereins halten das Wissen dazu in Büchern und Aufsätzen fest: Dort kann man – etwa in den Büchern von Siegfried Hackenberg – erfahren, wie sich aus der örtlichen Textilindustrie in Wermelskirchen eine industrielle Schuhproduktion entwickelte. Ausgangspunkt war eine Spezialisierung, wie man sie auch im heutigen Wuppertal mit den Litzen und Bändern, mit Schuhösen und Schnürsenkeln erlebte; in Wermelskirchen war es die Herstellung von Schäften.

Die Webereiunternehmer des Bergischen Landes waren, wie in anderen Textilregionen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vor allem Verleger, die ihre Produkte von Heimwebern herstellen ließen. In Wermelskirchen waren dies Mitte des 19. Jahrhunderts Kattun- und Mullwebwaren; Produkte, bei denen es große Konkurrenz gab. Um 1860 spezialisierten sich erste Wermelskirchener Verleger wie Julius Keller und Eugen Kattwinkel auf das Weben von Lasting, einem dichten Stoff aus hartem Kammgarn, und ließen hieraus mit eigens angeschafften Nähmaschinen Schäfte herstellen. Andere Wermelskirchener Unternehmer folgten ihnen, mit entsprechendem Erfolg: Wermelskirchener Schäfte wurden zu gefragten Produkten für Schuhmacher in den folgenden Jahrzehnten.



PIONIERE DER SCHUHINDUSTRIE.

Früh erkannten die Wermelskirchener Schäftehersteller, dass die Industrialisierung auch die Schuhproduktion erreichen würde. 1886 machte die Firma Mücher & Fritz mit der industriellen Herstellung fertiger Schuhe den Anfang, andere Wermelskirchener Unternehmer folgten. 1901 waren es bereits 18 Industriebetriebe, die in Wermelskirchen entsprechend tätig waren. Ihnen gelang es 1904, in Wermelskirchen eine Preußische Fachschule für die Schuh- und Schäfteindustrie zu begründen, die Schüler als dem In- und Ausland anzog. Wermelskirchen: Ein Zentrum deutscher Schuhherstellung!

Einer dieser erfolgreichen Unternehmer war Emil Pfeiffer aus Neuenhaus. 1877 gründete er seine »Leder- und Lederschäften-Fabrik – Neuenhaus b. Hilgen«. Zeitgleich entstand, was heute als Balkantrasse die Radfahrer an seiner Fabrik vorbeiführt: Die Bahntrasse der Bergisch-Märkischen Eisenbahn-Gesellschaft. Sie verband als Nebenstrecke Oberbarmen mit Opladen, mit einem Bahnhof im nahen Hilgen – wichtig für den Versand der Schäfte und fertigen Schuhe.

FABRIKBAUTEN ALS ZEUGEN EINER ZEIT.

Die ersten Bauten der Fabrik Emil Pfeiffer entstanden an der heutigen Bundesstraße 51, die dort wie der Stadtteil selbst auch Neuenhaus heißt, an der Hausnummer 25/27. Neben dem regionaltypisch verschieferten Wohnhaus des Unternehmers zeugen die gezackten Giebel der dortigen Shedhallen bis heute von dieser Unternehmens-Keimzelle. Vermutlich um die Jahrhundertwende expandierte das Unternehmen Emil Pfeiffer in westlicher Richtung. Eine breite Schauseite mit seitlicher Toreinfahrt und spitzgiebeligen Fenstern in schmückendem Ziegelmauerwerk und mit Werksteinsockel erstreckt sich hier entlang der Straße Neuenhaus. Dahinter verborgen stand eine neue, deutlich größere Shedhalle. Sie ist heute verschwunden, an der Rückfront des langen eingeschossigen Riegels an der Straße haben sich aber gußeiserne Stützen erhalten, die am oberen Ende die typischen Befestigungsmöglichkeiten für die Transmissionsriemen aufweisen.

Die repräsentative Schauseite an der Straße Neuenhaus ist es, über die unsere eingangs erwähnte mehrgeschossige Fabrik sichtbar wird. Sie bildet den baulichen und unternehmerischen Höhepunkt der Schuhfabrik Emil Pfeiffer und wurde 1926–28 erbaut. Geplant hat sie kein lokaler Architekt, sondern – laut Stempel und Unterschrift auf den Bauplänen – ein auf Industriebauten spezialisiertes Büro: C. T. Steinert.

DIE ARCHITEKTEN DER SCHUHFABRIK EMIL PFEIFFER.

Als Bürostandort von C. T. Steinert ist in den Plänen Frankfurt am Main angegeben, eigentlich ist es jedoch ein Unternehmen aus der Industriemetropole Chemnitz. Auch hier halten lokale Geschichtsinteressierte mit hohem Engagement das Wissen lebendig – etwa die AG Sonnenberg, für die Stephan Weingart die Geschichte von C. T. Steinert recherchiert hat. Hervorgegangen ist das Büro demnach aus einem Baugeschäft, das Carl Traugott Steinert 1865 gegründet und 1874 um einen Steinbruch erweitert hatte. 1892 übernahm sein Sohn Carl Richard Steinert den Betrieb, seines Zeichens Maurermeister und Architekt. Diese Kombination war nicht untypisch für die Zeit: In jenen Jahren war die Zahl akademisch ausgebildeter Architekten noch gering, und traditionell wurden viele Bauten von Bauunternehmern errichtet, die auch die Pläne fertigten. Sie waren – wie Carl Richard Steinert – oft

auf örtlichen Baugewerkschulen ausgebildet worden, manche legten sich den (damals noch ungeschützten) Titel des Architekten zu, und Einzelne machten als »Industriebetriebe für Baukunst« den akademischen Architekten Konkurrenz. Diesen Titel »Industriebetrieb für Baukunst« hatte sich das Bauunternehmen Boswau & Knauer zugelegt, das ab der Jahrhundertwende besonders im Theaterbau bekannt wurde. C. T. Steinert hingegen profilierte sich nach dem Generationenwechsel 1892 nicht nur im regionalen Brückenbau, sondern wandte sich auch dem überregionalen Bau von Fabrikneubauten zu.

DIE ARCHITEKTEN C. T. STEINERT – BEKANNT IN GANZ EUROPA.

Im Brückenbau C. T. Steinerts steht für die Zeit der Sächsischen Staatseisenbahn (vor 1918) die beeindruckende Zahl von 53 Brücken zu Buche. Parallel baute und plante das Unternehmen repräsentative Geschäftshäuser in der Chemnitzer Innenstadt, ehe es 1916 ganz in ein Architekturbüro für Industriebauten umgewandelt wurde. Weiterhin unter dem Kürzel C. T. Steinert wurden Filialen in Prag, Wien und eben Frankfurt am Main gegründet; letztere in den 1920er Jahren mit dem Architekten Heinz Groh als Inhaber. Er ist es auch, der die Pläne für die Fabrik Emil Pfeiffer in Neuenhaus unterschrieb.

Das heute weitgehend vergessene Büro C. T. Steinert musste 1935 Konkurs anmelden. Mit dem Tod von Emil Pfeiffer 1939 stand auch die Schuhfabrik in Neuenhaus vor einem Umbruch, der jedoch deutlich besser gemeistert wurde. Das Unternehmen hatte die Familie wohlhabend und sehr angesehen gemacht, die neben der in den 1920er Jahren erbauten Industriellenvilla Neuenhaus 73 auch das Gut Luchtenberg besaß und 1898 mit der Hilgener Dampfziegelei ein weiteres Standbein gegründet hatte (zusammen mit Friedrich Jacobs). Die folgende Generation führte das Unternehmen bis zum Ende der 1960er Jahre weiter; noch in den 1950er Jahren hatte man ein Zweigwerk in der Eifel gegründet und firmierte unter dem Markennamen Balsama. In den 1960er Jahren geriet die Schuhindustrie – wie die Textil- und Bekleidungsindustrie insgesamt – jedoch durch ausländische Konkurrenz stark unter Druck und viele Unternehmen mussten aufgeben: So auch das Traditionsunternehmen von Emil Pfeiffer.

VERÄNDERUNG ALS EINZIGE KONSTANTE.

Das Firmengelände in Neuenhaus blieb erhalten, erlebte aber eine wechselvolle Geschichte, in deren Verlauf die Shedhalle der Jahrhundertwende um 1990 durch einen Neubau ersetzt wurde. Zuletzt erfolgte dort eine Verbandsstoffproduktion – der Kreis, so könnte man denken, schloss sich damit zum einstigen Webereigewerbe. 2012 endete auch dieses Kapitel, doch mit der Eintragung als Denkmal wird für den mehrgeschossigen Fabrikbau der 1920er Jahren nun ein neues Leben als Wohnhaus eingeleitet.

Zu seiner Bauzeit schloss dieser mehrgeschossige Fabrikbau mit seinem straßenseitigen Giebel an die ältere eingeschossige Shedhalle an. Mit dieser hatte er gemeinsam, dass es eine möglichst große, nur durch Stützen gegliederte Fläche bot, die nach Bedarf unterteilt werden konnte. Bei der Shedhalle war dies ein quadratisches Raster aus Gußstützen, bei dem mehrgeschossigen Fabrikbau hingegen eine Stützenreihe, die in der Mittelachse des Gebäudes verläuft. Die Außenwände sind tragend und verklankert, innen dominiert jedoch ein damals bereits weitgehend etabliertes Stahlbetontragsystem mit der erwähnten Stützenreihe, mit Haupt- und Nebenträgern sowie Stahlbetondecken. An den langgestreckten rechteckigen

Form lagern sich zwei Treppenhäuser an: eines im Nordosten, mit WC-Kern und Lastenaufzug, und eines im Südwesten, dessen Treppenläufe aus gestalterischen Gründen parallel zur dortigen Fassade liegen. Beide Treppenhäuser erscheinen so als (unterschiedlich tiefe, ähnlich) Seitenflügel, die so eine gewisse Symmetrie bilden. Die Bauzeichnungen von 1926–28 überliefern die damals vorgesehene Maschinenausstattung – und nichttragende Trennwände, die in den einzelnen Geschossen den betrieblichen Anforderungen entsprechend eingezogen wurden.

**EIN REPRÄSENTATIVER INDUSTRIEBAU
MIT BEEINDRUCKENDER FENSTERFRONT.**

Auch das Äußere ist sorgsam gestaltet und sollte offenkundig das erfolgreiche Unternehmen angemessen repräsentieren. Die hochrechteckigen Fenster sind durch durchgehende Fensterbänke in ein harmonisches Gleichgewicht gebracht, die Pfeiler zwischen den Fenstern sind durch eine vorspringende oberste Steinlage als kunsthistorisches Zitat, als Pilaster gestaltet. Der helle Sichtbetonsockel wirkt aus der Distanz wie ein Werksteinsockel – und so repräsentativ wie der Werksteinsockel des älteren Baus entlang der Straße Neuenhaus. Das flache Dach ist nur als schmale umlaufende Traufe zu sehen, schließt den großen Baukörper jedoch fein ab. ■

*Emil Pfeiffer und die
Schuhe aus Neuenhaus:*
Sie sind Geschichte,
leben aber in dem hohen
Fabrikbau im Grünen
weiter. Zusammen mit
all jenen, die diesen
besonderen Ort im
Bergischen Land künftig
mit Leben füllen werden.



AUS HAUS
WIRD HEIMAT.

WERT SCHAF FEN

Die Werte von heute in einem Gebäude.

Der Wertekanon vieler Menschen, insbesondere der 20- bis 40-jährigen, hat sich verschoben.

Heute sind Nachhaltigkeit und Individualisierung zwei der großen Themenfelder. Damit in Verbindung steht das Thema Lebesqualität, dem aktuelle Trends mit immer neuen Bezeichnungen Rechnung tragen.

Ein Zuhause mit vielen Funktionen.

Konzepte wie »*Romancing the Balcony*« oder »*Home Suite Home*« etwa bedeuten nichts anderes als den Genuss privater Outdoor-Flächen oder dass Menschen sich bei der Gestaltung des eigenen Wohnraums an Hotelkonzepten orientieren. Ein neu geschaffener Begriff in diesem Zusammenhang beschreibt zudem die Weiterführung von Homeoffice als »*Hoffice*« – dem kompletten Verschmelzen von Zuhause und Büro.

Das *Neue* wohnt hier unter einem Dach – im Industriedenkmal TAUSENDSCH EIBENHAUS.

Diesen und weiteren Trends soll Architektur heute entsprechen. Sie muss dementsprechend unter anderem hochwertige Räumlichkeiten, Flächen im Außenbereich sowie Arbeitsbereiche, idealerweise in Form von Co-Working-Spaces, bieten. Gleichzeitig sollte ein modernes Gebäude auch das soziale Miteinander fördern. Experten sprechen in diesem Zusammenhang gerne vom »*Vertical Village*«. Gemeint ist damit, dass ein großes Wohngebäude in seiner sozialen Funktion einem Dorf gleicht.

Zuhause ist da, wo Menschen sich wohlfühlen.

Letztendlich ist *das Zuhause* weniger ein physischer Ort als ein psychischer Zustand. Oder anders gesagt: *Wenn Menschen sich wohlfühlen, fühlen sie sich zuhause.*

Das TAUSENDSCH EIBENHAUS ist ein Gebäude, dessen Wert darin besteht, dass es seinen Bewohnern dieses Gefühl gibt.

Mehr noch – anders als bei vielen zeitgenössischen Neubauten wirkt das Gebäude durch seine Ästhetik identitätsstiftend:

Die Architektur verströmt das Feeling der 20er Jahre des 20. Jhd. und kombiniert dies mit den Standards von heute.

Die Lage in der Metropolregion Köln, umgeben von viel Grün und Natur, ermöglicht *eine harmonische Beziehung von Bewohnern, Gebäude und Natur*. So entsteht jener Ort, an dem die Menschen gerne leben und an den sie stets zurückkehren möchten – *Heimat*.



GESTERN HEUTE MORGEN

EIN BEITRAG VON RAUM13 KOLACEK&LESSLE

Wie sähe eine Stadt aus, die sich aus der Kraft der Kunst und Wissenschaft stetig neu entwickelt und in der Mensch und Natur Mittelpunkt und Maßstab bilden? In unserer Hypermoderne werden Themen wieder aufgegriffen, die seit dem Entstehen der Moderne eine entscheidende Rolle spielten. Heute wie vor mehr als 150 Jahren erfordern diese Fragestellungen einen neuen Blick und den Mut, Situationen, Experimente und andere Räume bzw. Landschaften zu erschaffen.

DIE GEGENWÄRTIG WICHTIGSTEN
AUFGABEN SIND AUS UNSERER SICHT:

Wohnen und
Arbeit

Mobilität und
Umwelt

Diversität und
Inklusion

Beteiligung
und Demokratie

Allen diesen Aufgaben liegt ein Wert, liegen unsere gemeinsamen Werte zu Grunde, unsere gemeinsame Kultur, auf der alle unsere gesellschaftlichen Verabredungen basieren, unsere freiheitlich demokratische Grundordnung. Über Generationen erkämpft und ausgehandelt, ist es mehr als folgerichtig, wenn wir diesen universellen Geist in unsere gesellschaftspolitischen Überlegungen mit einbeziehen.

TRANSDISZIPLINÄRE TEAMS BRECHEN DENKMUSTER AUF.

Ein vielfältiges Zusammenleben mit und in polydimensionalen Räumen, die verschiedene Antworten auf derzeit brisante stadtgesellschaftliche Fragen ermöglichen, kann unserer Ansicht nach nur erreicht werden, wenn die unterschiedlichsten Perspektiven an der Stadtentwicklung beteiligt werden. Gleichberechtigte Akteurinnen und Akteure aus Kunst, Design, Architektur, Stadtgeschichte, Wirtschaft und Wissenschaften sollen eine, die entscheidende Frage aus verschiedenen Blickwinkeln offen betrachten: Wie wollen wir in Zukunft gemeinsam leben?

KUNST ALS MOTOR FÜR EINE LEBENDIGE STADTENTWICKLUNG.

Machen – Überprüfen – Korrigieren – Weitermachen. Bewusst auf gängige Methoden, Gewohnheiten oder Denk-Einheiten aus dem Bereich Stadtplanung und Stadtentwicklung verzichten, vielmehr schrittweise mit den Mitteln der Kunst zur Kreativen Urbanität des 21. Jahrhunderts gelangen, das wird uns, wenn wir den Mut haben diesen laborhaften Prozess anzugehen, zu erstaunlichen Ergebnissen führen und neue ungeahnte Formen des Zusammenlebens hervorbringen. Die Kunst besitzt die einmalige Kraft, aus dem Klein-Klein herauszutreten, um einen größeren Wurf zu wagen.

MIT DER SCHWEBEBAHN VON KÖLN NACH WUPPERTAL – DAS DEUTZER ZENTRALWERK DER SCHÖNEN KÜNSTE ALS BEISPIEL.

Wie sähe also ein Ort aus, der sich aus der Kraft der Kunst stetig neu entwickelt und in der das menschliche Miteinander Mittelpunkt und Maßstab bildet? Im Grunde so wie das Deutzer Zentralwerk der Schönen Künste, in dem raum13 zehn Jahre lang an einem großen kollektiven Gesamtkunstwerk in und für Köln arbeitete. In der ersten Gasmotorenfabrik der Welt, dem Ort, an dem der Grundstein zur globalen Motorisierung gelegt wurde. Diese Fabrik gab den Impuls zu einer bis heute nicht veränderten Verkehrswende zum motorisierten Individualverkehr. Das Gesicht unserer Städte und Landschaften wurde dadurch geprägt und damit auch die Sozialisation sowie das Zeit- und Werteempfinden der Menschen in der Moderne. Darüber hinaus ist der dadurch mitentstandene Raubbau an der Natur heute deutlich sicht- und spürbar.

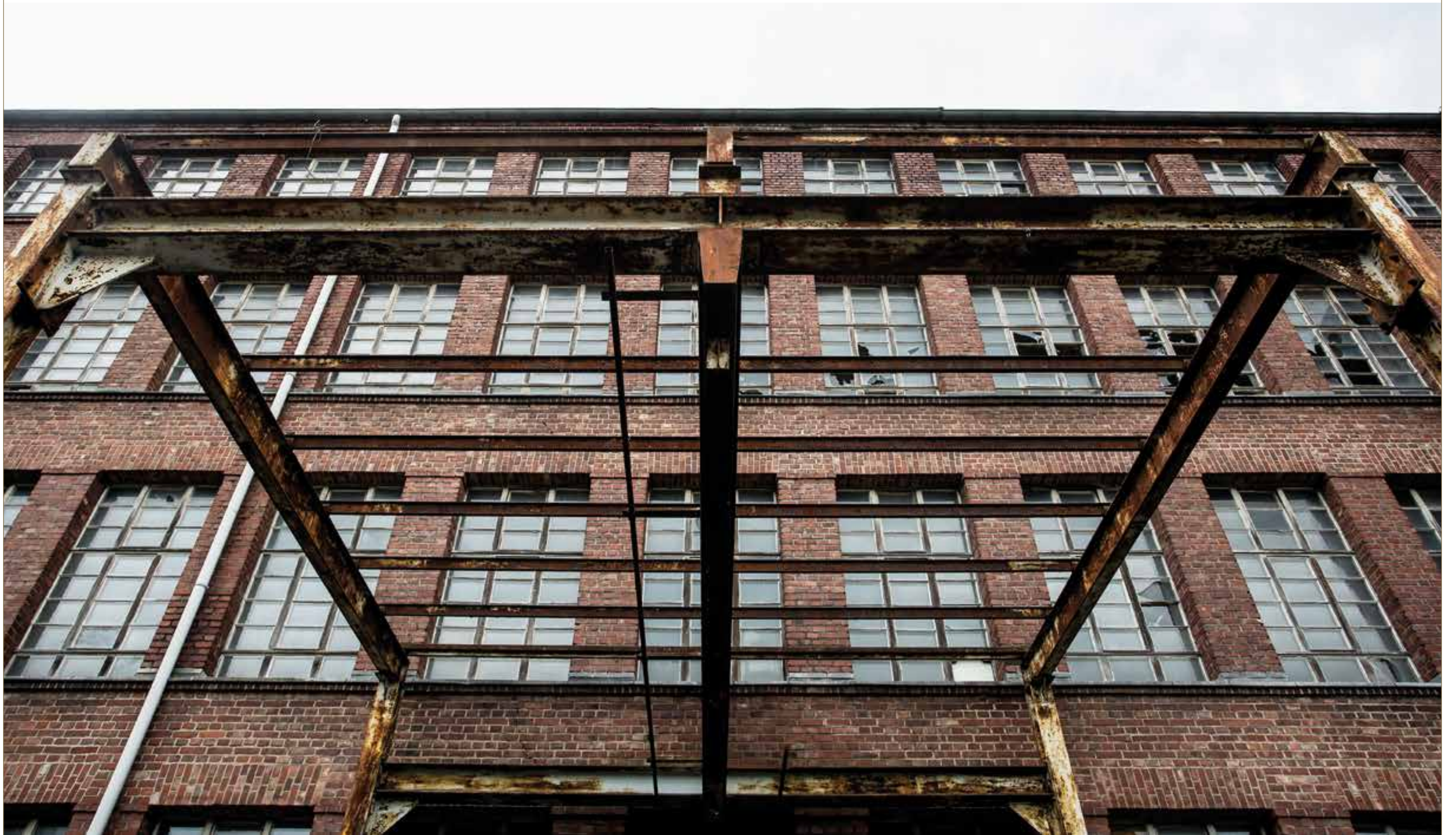
Aus der ersten Gasmotorenfabrik der Welt, im rechtsrheinischen Köln, wo der Verbrennungsmotor die Dampfmaschine ablöste und bis in die heutige Zeit den Antrieb für Mobilität bestimmt, soll auf circa sechs Hektar Fläche das »Otto-&-Langen-Quartier« entstehen. Benannt nach seinen Gründervätern Nikolaus August Otto und Eugen Langen, dem Kölner Zuckerfabrikant und Erfinder der Wuppertaler Schwebebahn.

An diesem Ort der Innovation ist durch die künstlerische Arbeit von raum13 in einem zehnjährigen Prozess mit dem Deutzer Zentralwerk der Schönen Künste ein Freiraum des Denkens und ein gesellschaftlicher Spiel-Raum entstanden, der aus der Kraft der Kunst und der Erinnerung uns für die zukünftigen Gegenwarten inspiriert und als Skizze für das im Prozess befindliche Quartier verstanden werden will. Das Deutzer Zentralwerk der Schönen Künste ist nicht nur ein auf 10.000 qm Fläche schrittweise entstandener großer Begegnungs-, Erinnerungs-, Frei- und Spiel-Raum, sondern ein Ort der Hoffnung, ein Ankerpunkt und Heimat für viele, die sich für ein Modellquartier in Köln engagieren.

Aufgrund der Verkaufsabsichten des Eigentümers wurde der raum13 gGmbH gekündigt. raum13 wurde am 29.04.2021 geräumt und das Deutzer Zentralwerk der Schönen Künste befindet sich seitdem in der Transformation und fand Dank Uwe Schneidewind und Christian Baierl unter anderem in Wuppertal ein Kulturschutzgebiet. Doch glücklicherweise konnte der in zahlreichen fraktionsübergreifenden Beschlüssen zum Ausdruck gebrachte politische Wille zum Kauf des Geländes durch die Stadt Köln und zum Erhalt des raum13 im Deutzer Zentralwerk der Schönen Künste als Ankerpunkt für die weitere Quartiersentwicklung im August 2021 umgesetzt werden. Wir freuen uns riesig, dass durch unsere Beharrlichkeit und unser Engagement mit dem Kauf der ehemaligen Hauptverwaltung durch die Stadt Köln ein erster wichtiger Schritt in eine zukunftsorientierte und nachhaltige Stadtentwicklung gemacht wurde. Jetzt geht es darum, der zehnjährigen künstlerischen und stadtentwicklungspolitischen Arbeit in und an der ersten Gasmotorenfabrik der Welt eine vernünftige und nachhaltige Perspektive zu geben.

DEFINITION VON RAUM.

Ausgangspunkt unserer Beschäftigung mit dem Raum ist die These, dass Raum sich struktureller oder funktionaler Definitionen entzieht. Raum ist nicht nur Voraussetzung und Gegenstand leiblicher oder ästhetischer Erfahrung, sondern entsteht durch gesellschaftliches Miteinander und ist somit zuvorderst soziales und öffentliches Produkt. Der Raum ist kein Gehäuse, sondern wird vielmehr als Gestaltungs- und Möglichkeitsraum gesehen. Er passt sich den Menschen und deren Begegnungen und Prozessen jederzeit an und nicht umgekehrt. ■



226

HÖLDERLINS WORT:

»Voll Verdienst, doch dichterisch, wohnt der Mensch auf dieser Erde« wird kaum gehört, ist noch nicht gedacht, geschweige denn in unser Andenken eingegangen. Wie soll es auch? Angesichts der heutigen Wirklichkeit, die sich als Industrie- und Leistungsgesellschaft versteht, die sich selbst und die von ihr benutzten Bestände selber produziert, entleert sich das Wort des Dichters für jedermann leicht zur bloßen Phantasterei.

MARTIN HEIDEGGER DAS WOHNEN DES MENSCHEN, 1970

Wir sind es gewohnt, in Häusern zu wohnen. In den Häusern sind dann unsere Wohnungen. Einige verwöhnen uns sogar, die meisten sind bewohnt, andere werden verwohnt, wieder andere entwohnt. Unsere Gewohnheit zu wohnen übersteigt mithin sprachlich unsere Beziehung zu dem Um oder Gebäude oder eben Haus, in dem wir wohnen. Denn wir wohnen ja und hausen nicht.

HAUS UND STADT.

Organisiert sind Häuser mit ihren Wohnungen und in ihnen den Zimmern ähnlich Städten mit ihren Vierteln und Häusern. Haus und Stadt entwickeln sich seit mehreren Tausend Jahren wie in einer nahezu symbiotischen Beziehung miteinander. Oder besser: Sie wachsen, werden aber vor allem entwickelt, geplant, verordnet, vermessen und auch fremdbestimmt oktroyiert. Letzteres pervertiert sich auf eine bisweilen immer fataler sich zeigende vermessene Art und Weise – 226!

Ein Mikro-Makrokosmos von Wohnen und Urbanismus ist festzuhalten. Zu beider Vor- und Nachteil. Entweder dient das Muster der Dorfstraße bis hin zur Magistrale, zum Haussmann'schen Boulevard, zur New Yorker Avenue oder zur Albert-Speer-Laternen spalierten Berliner Straße des 17. Juni als Vorbild, stehen also links und rechts einer Straße die Häuser mit nahezu egalitärer Traufhöhe so, wie es links und rechts eines Treppenhauses oder eines Flures in die Wohnungen mit uniformen Türen und es innerhalb der Wohnungen wiederum in die Zimmer geht. Oder die Organisation ist strukturell dem Platz angebedert. Rund oder auch eckig, ja bisweilen sogar vieleckig um einen Platz stehen Häuser so, wie es von einer Etagenplattform aus in die Wohnungen mit ihren Dielen, von denen ab es in die Zimmerfluchten geht. (Dass gerade die Spalierordnung von der Säuglingsstation über Hospitalflure bis zu unseren Friedhöfen vergleichbar lebenslang beibehalten, ja bei den sogenannten Ehrenfeldern für unsere Gefallenen wie auch der »Prora« auf Rügen sogar das In-Reih-und-Glied militärischer Disziplin simuliert wird, sei nur am Rande erwähnt.)

INDIVIDUATIONEN.

Negligiert wird diese vermessen straffe Grundordnung lediglich durch schlussendlich minimalisierte Individuationen. Denn Häuser wie Wohnungen separieren sich bisweilen kaum strukturell, dafür aber vor allem visuell auffällig aus dem kanonisiert übergeordneten, vorgegeben geplanten Gesamt. Frank Gehrys Bauten im Düsseldorfer Medienhafen, ein Hotspot außergewöhnlicher »Fassaderei«, erschließen sich beispielsweise von innen völlig konventionell.

EIN ERSTES FAZIT

- Gleichsam normativ zu sein scheint, dass zu Bewohnendes jeweilig ein Ab- und Ausgegrenztes und in der Summe eine Kommunität bildet. Das gilt von den Strukturen der

Slums und Favelas bis hin oder runter – je nach Standpunktbestimmung – zu den nur noch per Chip-ID offenen Quartieren Vermögender. Immer gleich ist, dass eine Straßen- oder Hausgemeinschaft, ein Dorf oder auch eine Siedlung das Resultat bilden.

- Allen zu eigen ist, dass sie sich visuell und physisch durch ab- und ausgrenzende Barrieren definieren. In unserem Kulturkreis nennen wir diese Barrieren nach innen hin Wände, nach außen sind sie nicht selten auch nur Mauern. Erst der letzte Putz macht aus dem Gemauerten oft eine Wand. Eine Wand mithin, auf die man schaut, an der für unsere Betrachtung präsent Bilder hängen oder auch eine, die einem im Rücken Schutz bietet eine folglich der vier, in denen wir uns gewandet wohnend wohlfühlen, was uns als Eingemauerte nie widerführe.

MAUER UND WAND.

Eine Mauer hat immer etwas Störendes, will Trennendes nicht nur faktisch, sondern auch visuell manifestieren. Darum auch sind Mauern wie die ehemalige Berliner Mauer oder die Chinesische, wie Gefängnismauern, Friedhofsmauern, Klostermauern, Stadtmauern und Grundstücksmauern homogen hermetisch und nur selten – wie die über irische Felder beispielsweise, um die Bodenerosion durch den Seewind zu verhindern, oder bisweilen sogar die, die entlang von Florentiner Villen aus dem 15. oder 16. Jahrhundert sich schlängeln – in Maß und Struktur »human size« oder doch zumindest ansehnlich.

Auf jeden Fall wollen sie überstiegen werden. Zumindest aber doch mit einem Periskop übersehen. Und um ihrer Funktion gerecht zu werden, bedürfen sie mindestens einer Pforte oder Porta, eines Tores, einer Tür oder auch nur eines Bogens, die ihre Hermetik aufbrechen. Denn sie grenzen zwar ein, sollen aber nur in ganz seltenen Fällen unbetretbar ausgrenzen, was sich auf der anderen Seite befindet.

TEMPEL.

Doch, ein Ausgrenzen kann auch notwendig oder gar sinnvoll sein. Als Schutz, als ausschnittener Schutzraum. Jeder Tempel schneidet sich und seinen Bezirk aus dem gewöhnlichen Umfeld aus, um für Außergewöhnliches Ort zu sein, beispielsweise für ConTEMPLation! (Danke an den Philosophen Luca Viglialoro für diesen Hinweis.) Demokratien umgeben ihre steingewordenen Versammlungsorte, ihre gebauten Volksvertretungen, mit Bannmeilen. Und ein Weinberg kann auch hoch ummauert sein, um die Reben vor abfallenden Winden zu schützen und so Feuchtigkeit und Wärme zu speichern. Wir denken an den hORTus conclusus. Herman de Vries hat mit seinen »Sanctuaria« betitelten Kunstwerken solche Orte geschaffen, Inseln im urbanen Raum, an denen gärtnerfrei die Natur sich selbst überantwortet ist.

AUSNEHMEN.

Ausgrenzung kann also gleichwohl *auch* als Ausnahme – aus dem Gewohnten sich ausnehmend – künstlerische Behauptung sein. Primär selbstredend für sich, auch aber für oder gegen Anderes. Für Natur als sich selbst überlassene Natur in der Stadt beispielsweise und auch für die Idee von Stadt als Auch-Ort der freien Kunst und so gegen die Funktionalisierung von öffentlichem Raum.

Ein leider abgelehnter Vorschlag Imi Knoebels für ein Kunstwerk in Dresden zielte genau in diese Richtung. Für das pittoresk und »selfiphil« seine Kriegszerstörung rekonstruiert über-tünchende Dresden hatte er ein Kunstwerk vorgeschlagen, das künstlerische Präsenz als

Ausnahme, sich selbst überlassener Natur und Deoccupation von Stadtraum als Verkehrsfläche gleichermaßen huldigen wollte. Dass sich Gläubige durch den ausgegrenzten Raum einer Kirche und Politiker durch die Errichtung eines Parlamentes Stadtraum zugestehen, ist selbstverständlich. Gleiches gilt auch für Kunst in Museen.

Doch Imi Knoebels »Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen« wollte man schlussendlich nicht. Das Kunstwerk wollte sich offensichtlich zu ausnehmend behaupten. (Aber auch: Was nimmt der Künstler sich heraus? Ein Kunstwerk, das nicht mit dem von Administration und Architekten vorgegebenen Standort auskommt?)

Anstatt den durch die ihn umgebende Architektur freigesperrten Freiraum zwischen dem sächsischem Landtag und der Semperoper zu dekorieren wie ein Lagerfeuer den Lagerplatz, wollte Imi Knoebel selbstbewusst das Sein seines Werkes betonen: Ein »rechteckiges, 15,60 m breites, 25,20 m langes Feld« sollte von einer sechs Meter hohen Mauerwand ausgegrenzt und das Innere auf zwei Meter Höhe mit »Erde angefüllt und mit Jungbäumen bepflanzt werden«. Nicht zu betreten sollte das Ganze sein und nicht einsehbar. Verwaist, einflusslos, autark sich und den fliegenden Einflüssen von samentranslozierenden Vögeln und den Winden selbst überantwortet. Nur den Surveillanceobjektiven von Drohnen wäre das Innere nicht verborgen geblieben. Und das eben vor dem sächsischen Landtag, nahe der Elbe.

LE MURATE.

Ähnlich umschlossen waren auch die Eingemauerten in Florenz. Sie gaben ihrer Einsamkeitssehnsucht aus tiefster Religiosität Ausdruck, indem sie sich – sozial selbstkasteiend – einmauerten. Sie lebten zwar nicht »fuori le mura«, jenseits der Mauern – ein Begriff, der primär den Ort der Friedhöfe für die Nichtchristen in Italien bezeichnet, mithin für sozial Ausgesonderte –, sondern innerhalb der Stadtmauern, dort aber eben noch einmal matrjoschkahaft eingemauert. Nur wenn einer der Eingemauerten starb, wurde die Mauer aufgebrochen, um einem Nachfolger Einlass zu gewähren. Dann wurde die Mauer wieder geschlossen.

MAUERBRUCH.

Bei Friedhöfen und anderen Klöstern, selbst bei Gefängnissen und der Berliner Mauer (Checkpoint Charlie) und erst recht bei Häusern und Wohnungen ist folgerichtig das »Brechen der Mauer« ritualisiert mit einzudenken. Ja gleichsam zu institutionalisieren. Die Öffnung wird zur zelebrierten Attraktion!

»Mr. Gorbachev, tear down this wall!« rief der damalige US-Präsident Ronald Reagan am 12. Juni 1987 dem Herrscher der Sowjetunion über die Berliner Mauer zu. Die offizielle Reaktion der DDR-Regierenden zweieinhalb Jahre später war das Öffnen der »Übergänge« – die Reaktion der DDR-Bürger das Übersteigen und Brechen der Mauer.

PORTALE.

Pforte, Porta, Bogen, Tor oder Tür sind Bezeichnungen für die Institutionen, die das Einreißen von Mauern verunnötigen. Ihr Überwindenmüssen wird durch diese Sollüberwindbarstellen schlechterdings nicht notwendig. Pförtner, Torwächter, Caretaker, Door Man oder Concierge heißen die an sie gebundenen Jobs, solche, die den physischen Akt des Einreißenmüssens von Mauern oder das Eintreten von Türen administrativ delegiert substituieren.

Denn – s. o. – ohne eine Tür gäbe es kein erfahrbares Dahinter. Der Künstler Christian Sery hat einmal einen solchen Raum ohne Öffnung als »Ingenieur Schaub Raum« bezeichnet. Ein Planungsfehler im sozialen Wohnungsbau hatte ein Zuviel an Fläche erwirkt. Das Zuviel musste weggemauert werden. Sery setzte ihm, dem Fehlplaner, dem Ingenieur Schaub, mit seiner Bezeichnung ein Denkmal.

Städte, Häuser oder Wohnungen und Zimmer definieren sich folgerichtig durch ihre Be- und Austretbarkeit. Denn sie sind – eigentlich, wenn auch oft minderwertig geachtet – Organisationsformen eines sozialen Miteinanders. Dazu bedürfen sie zumindest einer dieser erwähnten Öffnungen, die zugleich auch Abschlüßungen sind. Dies gilt gleichermaßen für Klöster wie für ummauerte Städte, Länder, Staaten, Gefängnisse, Gebiete, auch aber innerhalb unserer Wohnungen mit ihren Zimmer-, Keller-, Etagen- und Abstellkammertüren ...

JANUS.

Dabei ist jede Tür eine Apotheose des zweigesichtigen römischen Gottes, der α und Ω huldigt, der Anfang und Ende und mithin auch Eingang und Ausgang heiligt – des Janus. So wie seit 153. v. Chr. im julianischen und bis heute im gregorianischen Kalender das Jahr mit dem dem Gott Janus gewidmeten Monat Januar beginnt, so steht jeder Schritt in eine Stadt, in ein Haus, in eine Wohnung oder auch in ein Zimmer oder in eine Kammer unter seinem Segen. Und auch nur unter seinem Haussegen hindurch ist ein Verlassen des betretenen Ortes wieder möglich. Und sei es mit »den Füßen zuerst«, wie es zwar respektlos aber weise heißt und wie es die Gesandten von Holbein auch eindrücklich zeigen. Denn dieses Bild in der National Gallery in London als Sopraporte – als Über-der-Tür, unter dem hindurch man hineinzugehen hat in den Salon der Ambassadeure – zeigt zum einen die Gesandten in Ansicht, zugleich aber jedem, der unter ihnen hindurch in ihren Raum schreitet, das sich Schritt für Schritt klärende Memento mori, den sich erst perspektivisch und sukzessiv bildenden Totenschädel.

Jede Tür hat also zwei Gesichter: schließen und öffnen, hier und dort, privat und öffentlich, mein und dein ... Und jede hängt am in der gleichen Mauer angezargten gleichen Scharnier so, wie der Januskopf auf dem gleichen Hals sitzt – ist also abhängig vom Gesamtorganismus, ohne den der Kopf nicht durchblutet würde und eine Tür nicht ihren Halt hätte.

Und das Scharnier gibt eine Hierarchie vor. Eine Pforte oder Tür geht entweder nach innen oder nach außen auf. Sie fällt in ein Schloss, und das innerhalb eines Rahmens, der ein Öffnen der Tür in die andere Richtung verhindert. Der Rahmen ist mithin ein Hindernis, und das Schloss dient dem Arretieren. Schon »Hindernis«, »Schloss« und »Arretieren« bedeuten, dass eine Tür vor allem eines zu sein scheint: weniger Öffnung denn Ausgangsverhinderung, Eingeschlossenheitssicherung und Arrest. (Jeder Notausgangsuchende wird dem widersprechen – doch: »There is no glory in prevention«)

SALOON.

Saloon-schwingtüren hingegen, wie wir sie aus Western und aus guten Kneipen kennen, symbolisieren weit eher das janushafte Sowohl-als-auch von Tür. Und dies sowohl augenfällig wie funktional. Denn sie öffnen und schließen gleichberechtigt. Sie kennen keinen Anschlag, und ihre Scharniere sind nicht unseren Kniegelenken ähnlich »nur« beugbar, sondern denen unserer Hände vergleichbar zu beugen und zu dehnen. Sie trennen zwar ein

Davor und Dahinter, doch sie schwingen beidseitig aus – also gleichsam unhierarisch. Sie markieren lediglich die Grenze zwischen einem Hier und Dort, schließen diese aber nicht gegeneinander ab.

Der Trennung zwischen innen und außen hingegen reden unsere inzwischen unhinterfragt konventionell eingebauten, nur in eine Richtung zu öffnenden Türen das Wort: privat – nichtprivat, Firma – nichtfirma, arkan – nichtarkan, mein – dein ... Ein Hindurchgehen wird durch sie viel eher zu einem Akt des Eintretens in ein Ausgegrenztes denn zu einem Betreten eines Gleichgearteten.

DER GALANT.

Doch selbst da gibt es profunde Unterschiede. Man kann eine Tür nach innen öffnen oder nach außen. Ist sie nach außen zu öffnen, gibt sie dem Galant die Chance, sie aufzuhalten. Geht sie hingegen nach innen auf, so muss der um Galanterie Bemühte vorgehen, was seinem Wesen zutiefst widerstrebt. Und wurde dann auch noch vergessen, ihm Rückenraum hinter der Türangel zuzubilligen, so ergibt sich sogar ein Geknubbel von vorausgegangenem Tür-aufhalter und den durch die aufgehaltene Tür Schreitenden dort, wo Eintritt hätte zelebriert werden können.

Ein automatisiertes Sich-Öffnen einer Tür via Bewegungsmelder verhindert dieses Freundschaftsritual gänzlich. Es ermöglicht hingegen ein ungestört geschäftiges Weiterlaufen und -reden und -schwadronieren mit oder ohne Trolley. Die Tür wird so zur aktverlustig gegangenen Membran infolge der Drehtür, der »revolving door«, die zwar den kreuzworträtselgeforderten Ern verunnötigt, aber auch jedes Gespräch für eine halbkreisige Drehung unterbricht.

WOHNUNGSTÜR.

Eine Haus- und Wohnungstür muss eindeutig zu öffnen sein – nach innen! Denn mit vollbepackten Händen und Armen ist es zwar gerade noch möglich, den Schlüssel ins Schloss zu stecken, ihn zu drehen und die Tür mit dem Fuß aufzustoßen. Dem Storyboard eines Slapsticks entnommen entstammte hingegen die gleiche Szene, würde die Tür dann nach außen zu öffnen sein. In dem Wort Tür schwingt Tor und Door mit und in dem Wort Tor die Worte Port (Hafen), Portier und Door genauso wie Porta Westfalica, Porta Nigra, Airport, Portugal, aber auch Transport, Abtransport wie auch Deportation ...

Man hält sich mithin gewohnterweise in etwas auf, das wir Wohnung nennen, das privatis-tisch ausgegrenzt ist – my home is my castle –, um am Öffentlichen teilnehmen zu können.

JANUS II.

Wieder tritt der Janus auf, der Auf- und Abschlüßende. Doch nunmehr ist es der Ausgrenzend um jenseits der Grenzen auch präsent sein zu können.

Daran haben wir uns gewöhnt! Die Organisation des Wohnens hat sich im Laufe der Zeitläufe konventionalisiert. Von der Siedlung um die Feuerstelle (Platz) bis zur mal ideologisch favorisierten autogerechten über die dann propagiert autofreie Stadt bis hin zur Smart City. Weltweit sind die Strukturen – die Arten und Weisen – von Wohnen assimiliert. Selbst die Die Jurten der mongolischen Nomaden in der Wüste Gobi oder die Iglus der Inuit funktionieren

nach diesem Prinzip. Und auch die Agglomerationen der Nichtnomaden, die von einzelnen »Häusern«, den Dörfern, Gehöften und Siedlungen, sind seit Menschengedenken Vorbilder unserer heutigen Städte.

ÇATAL HÖYÜK – POMPEJI – GIBELLINA.

Dem war nicht immer so. Die Ausgrabungen der frühneolithischen, also jungsteinzeitlichen (6. Jahrtausend v. Chr.) Siedlung von Çatal Höyük in der heutigen Türkei brachte beispielsweise eine völlig andere Wohnweise zutage. So schreibt Hermann Parzinger in seiner Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift mit dem Titel »Die Kinder des Prometheus«: »Die Siedlung bestand aus eng aneinander gesetzten rechteckigen Häusern, die einst aus Lehmziegeln oder Stampflehm errichtet und mit einem Flachdach abgedeckt worden waren. Unterschiedliche Raumhöhen und Bodenniveaus gewährleisteten Belüftung, boten den einzelnen Gebäuden ausreichend Licht und erzeugten insgesamt eine treppenartige Verschachtelung. Straßen, Gassen oder Durchgänge zwischen den einzelnen Häusern fehlten hingegen. Der Zugang zu den Bauten kann deshalb nur über die Flachdächer erfolgt sein.« Die Bewohner entschwanden folglich vertikal in ihr Privates und nicht horizontal, wie wir es in unserer Kultur gewohnt sind.

Näher an dem im Jahre 79 n. Chr. durch den Ausbruch des Vesuvs verschütteten Pompeji als an Çatal Höyük liegt Alberto Burris 1984 begonnenes »Cretto di Gibellina« in Sizilien, die Überbetonierung der 1968 durch ein Erdbeben zerstörten Stadt Gibellina.

Strukturell oder historisch nichts haben Pompeji oder Gibellina mit Çatal Höyük gemein. Doch phänomenal dann doch. Denn während die frühneolithische Siedlung vertikal gedacht und angelegt wurde, wurde Pompeji und wird zukünftig das Denk-Mal Gibellina »nur« vertikal wiedererschlossen. Schon heute bricht der Beton Gibellinas auf, sodass unter ihm die Ruinen des Erdbebenzerstörten schon wieder so ahnbar werden, wie den ausgrabenden Archäologen »ihr« Pompeji. Ein Pompeji des 20. Jahrhunderts wird so vorstellbar, wenn es dereinst wieder-ent-deckt – seiner Verdeckungen entledigt – wird. Archäologen arbeiten folglich gleichsam so, wie man in Çatal Höyük wohnte.

PIANO NOBILE.

Für gewöhnlich aber gilt in unserem Kulturkreis: Straßenniveau gleich Erdgeschoss – mehr oder weniger. Erdgeschoss gleich Arbeit, Piano nobile oder Étage noble gleich Repräsentation, Dachgeschoss gleich Bedienstete.

Diese Übernahme von hierarchieerzählenden Palast- und Schlossstrukturen gilt aber nur noch irgendwie. Sie wurde im Laufe der Zeit radikal entkräftet. Und dies auch – nein: vor allem! – durch Umnutzungen von Gebäuden.

Durch die Eroberung von Nichtwohnbauten als Wohnquartiere wird dies nachhaltig bewirkt: von Kirchen und Scheunen, von Palästen, Schlössern, ja ganzen Schlossanlagen ... Und in den Altindustrieregionen des späten 18. bis frühen 20. Jahrhunderts von Fabrikgebäuden, Industriebauten und Gründerzeitvillen ... Und demnächst vielleicht von Bürokomplexen und Flughäfen, die dem Homeoffice und unseren veränderten Kommunikations- und Reisegewohnheiten zum »Opfer« fallen.

PRODUKTIONSARCHITEKTUR

Eine der Produktion gewidmete Architektur unterlag früher nicht dem seit Peter Behrens »AEG-Turbinenhalle« und vor allem heute üblichen Alles-ist-drinnen-möglich, gehorchte konzeptionell aber dennoch auch anderen Bedingungen als denen der Repräsentation und der Außenvermittlung innerer Hierarchien. Bedingungen für die Produktionsabläufe waren vielmehr bestimmend: Säle für Maschinen und Hallen für die Massen an Arbeitern, Räume für das Vorrathalten von Materialien und das Deponieren von Gefertigtem, Wege zwischen den einzelnen Gewerken, für An- wie Abtransport – trans-port-ieren, von Tür zu Tür bringen!

Ein Portal mithin war auch hier vonnöten. Und durchaus auch repräsentativ sollte dies sein. Denn der neureiche Unternehmerstolz ist keine Erfindung unserer Zeit. Vor allem aber musste das Firmenentree funktional groß genug für Fuhrwerke oder bisweilen auch für Eisenbahnwaggons sein. Und da die Straßen nicht unendlich groß und die Fuhrwerke nicht unendlich stark waren, brauchten halt die Portale auch nicht übergroß zu sein. Denn die Repräsentation der industriell gefertigten Produkte fand eher auf den Ladentischen und privat in den Industriellen-Gründerzeitvillen statt und nur auch in und an den Fabrikationsbetrieben. Die Höhe der Decken richtete sich mithin nach der Höhe der Maschinen und Transmissionen, die Breite der Flure nach den Wagen für die Zudienung ...

WOHNLICH WOHNFREMD WOHNNAH.

Die Bedingungen für ein heutiges Wohnen in alten Industrieanlagen sind also streng genommen wohnfremd. Und vielleicht gerade deshalb besonders wohnlich wohnnah unter dem Horizont, dass unser von Baubehörden administrationserotisch dominierter Plan-Wohnbegriff schlechterdings entfremdet und hoffentlich dereinst auch endgültig obsolet ist. Denn geplant und gebaut und beworben wird mit einem Bild intakter Familien im Fokus, dessen zur Schau gestellte gehobene Mittelstandsästhetik auf der anderen Seite ein Familienleben ökonomisch nahezu verunmöglicht. Eine andere Klientel als Bewohner wird eingeklemmt in die Neubauverordnungen gewordenen Konventionen eines durchökonomisierten Entwurfsapparates. Sie müssen sich »nach der Verordnungsdecke strecken«.

Wie anders in wohnfremd errichteten Bauten. Improvisieren ist hier angesagt. Aneignung, Neudenken – sich in ein Jenseits des durchgedrückten Resetbuttons einfühlen. Flure werden zu Zimmern, Hallen zu Salons, Zurichten zu Küchen und Oberlichtsäle zu Badlandschaften. In Höhen können Zimmer gestapelt werden wie in Wohnungen aus dem 19. Jahrhundert in Palermo. Böden halten tonnenschwere Skulpturen, Träger monumentale Mobiles. Weiten können mit Rollschuhen überbrückt werden, und neben dem Refektoriumstisch steht – lediglich durch einen Paravent getrennt – die Badewanne. »Diva« tritt auf, ob eine oder auch nur die Erinnerung an den Film.

RESET.

Neu denken, Resetknopf drücken, restaurieren und renovieren, anstatt neu zu bauen. Die Herausforderung steht. Sie ist nun wahrlich nicht mehr neu und wird gerade abgelöst von Aneignungsstrategien und Lösungsansätzen für die »Platte« und zur Architektur der 1960er und 1970er Jahre, also der Architektur, die beispielsweise im Frankfurter Westend gegen den Protest der zukünftigen Gründerzeithausbesetzer der Erbengenerationen realisiert wurde.

Umbauen, um zu sein, ist mithin angesagt – nicht bauen, um zu hausen! Und das ist eigentlich auch administrativ einfacher. Denn Ersteres muss sich nur angeeignet und kann idealerweise sogar flexibel »zugeschnitten« werden. Letzteres hingegen wirft immer evidentere die nur komplex zu beantwortende Frage auf, was denn Wohnen eigentlich sei: drei Zimmer, Küche, Diele, Bad und Loggia oder Wohnraum für drei Generationen, für Alte und Studierende unter einem Dach? Wohnraum für prekär entlohnte Geistesarbeiter mit frei einzuteilender Arbeitszeit neben gestressten Managernachbarn, deren Kinder häufig zur Fastfood-Bude ausweichen müssen, weil die Termine der Eltern immer enger getaktet sind? Wohnungen für Homeoffiziere in Wechselschicht mit nicht koordinierbar überlappenden Telkozeiten in Dissonanz zu den Kitazeiten, dafür aber als Nachbarn einen 20-Stunden-Rentier mit Freizeitüberschuss, der ansprechbar ist, sich um die Kinder zu kümmern? Eine Etage für vier Alleinerziehende mit zehn Kindern und Altenteil für die alleinstehenden Mütter oder Väter? (Niklas Maak hat sich hierzu in FAZ und Steingarts Podcast kompetent geäußert.)

SEIN – BAUEN – ARBEITEN.

Martin Heidegger betont, wie immer aus der Sprache kommend, die ehemals gewesene Einheit von Sein und Bauen und Arbeit. Dort, wo der Mensch arbeitete, dort wohnte er folglich und war.

Dieses Wissen, das Heidegger in der Wiederaufbauzeit nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Duktus von Zeitlosigkeit und Überzeitlichkeit im »Darmstädter Gespräch« propagierte, ist vorhanden. Allein, es fehlt die Fundamentierung des Sowohl-als-auch, die jede Saloontür zu erfahren gibt: die, dass es kein Sein ohne Arbeit und Wohnung geben kann!

Den Obdachloseninitiativen wird so gerade noch die Sorge für das nichtsterbende, kaum mehr für das überlebende und nie für ein gewöhnliches Sein der ihnen Anvertrauten zugestanden. Dieses »bloße« Sein ist – ohne Wenn und Aber – eines unter menschenunwürdigen Bedingungen. Denn ein Wohnen wird den von ihnen Umsorgten kaum je ermöglicht, weil sie keine Arbeit haben. Und Arbeit bekommen sie nicht, weil sie keinen Wohnsitz haben. Und ein Wohnsitz kann ihnen nicht vermittelt werden, weil sie kein regelmäßiges Einkommen haben. Und an ein regelmäßiges Einkommen können sie nicht kommen, weil ihre Art zu sein ungewöhnlich, eben obdach- oder wohnungslos ist.

SALOONTÜR.

Unglaubliche Perspektiven öffneten sich, verstünden wir jedwede verschlossene Tür als zwar Eigentum und Privatheit grenzende, nicht aber Kommunikation ausgrenzende Schwingtür. Wieso braucht Wohnungsbau Verkehrsflächen, anonyme Flure, wieso begreifen wir Straßen kaum mehr als Stadtraum, in dem Menschen SEIN können, Kunst ihnen als Behauptung begegnet und in dem simpel so gelebt wird, wie in Helsinkis neuer Bibliothek gelesen? Wieso weist nicht unser Wie-des-Wohnenwollens zu den Wohnungen, in denen wir wohnen wollen?

Das Umnutzen wohnfremder Architekturen rüttelt an den sich selbst generierenden Verordnungen. Das Sicheinrichten in vorgegebene Bedingungen gewinnt an Bedeutung. Das Assimilierenwollen an architektonische Vorgaben scheint dem Realisieren des eh nie erreichbaren Ideals nicht nur den Rang abzulaufen, sondern es als Nonsens zu decouvrieren. Pompeji entdecken versus Wohnmaschinen entfremdet planen lassen! Hier scheint ein Lösungsansatz auf.

— 226 —

Weg vom linearen, simpel-zielorientierten magistralen Denken hin zum komplexen des gewachsenen umbauten Platzes – in Fläche und Raum. Mallarmés »Würfelspiel« als Struktur-Modell begreifen und den kontinuierlich immer weiter steigenden Graphen der linearen Optimierung als Normvorgabe in den Spam schicken!

Denn wir wollen wohnen und nicht nur hausen. Und wir sind nicht zu vermessen. Wir wollen auch nicht vermessen werden. Auch wenn der vermessende Le Corbusier dereinst sich dies zu vermessen anmaß: 226 Zentimeter sei der Normmensch mit ausgestrecktem Arm und mithin Maß für die Architektur – auf 183 Zentimeter sitzt der Scheitel, 13 Zentimeter höher als ein Meter der Bauchnabel. 43 Zentimeter hebt der Stuhl uns über den Boden und auf 140 Zentimeter liegt der Arm gut auf, um aus dem Fenster zu schauen.

Irrtümer haben immer einen Anfang. Sie zu beenden verweigern sie sich jedoch nicht. Es muss lediglich begonnen werden – denn die Tür öffnet und schließt sich und schließt und öffnet sich wieder und wieder. Man sollte wirklich nicht warten, bis man mit den Füßen zuerst aus der Wohnung des Irrtums herausgetragen wird. ■

NACHHALTIGE ARCHITEKTUR HEUTE:

Metamor- phosen *und* Hybride

Was haben ein altes Fabrikgebäude in London, eine Speicherhalle in Hamburg und ein Bunker in München mit dem TAUSENDSCHREIBEN-HAUS gemeinsam? Sie alle nutzen *alte Bausubstanz* und schenken dieser ein neues Leben.

Dabei ist die Herangehensweise bei diesen Beispielen durchaus unterschiedlich. In zwei Fällen wurde das alte Gebäude komplett genutzt und das Äußere des Bauwerks wenig bis gar nicht verändert. Beim Schwabinger Bunkerumbau hingegen gab es wesentliche Eingriffe, da das Gebäude ursprünglich über keinerlei Fenster verfügte. Und im Falle der Elbphilharmonie wurde das alte Gebäude buchstäblich als Basis, als Sockel für ein neues verwendet.



VON DER FABRIK ZUM MUSEUM: TATE MODERN LONDON.

In einem umgebauten Kraftwerk, der früheren Bankside Power Station, am Themseufer des Stadtteils Southwark eröffnete im Jahre 2000 die *Tate Gallery of Modern Art*, kurz Tate Modern. Aus einem ehemaligen Kraftwerk wurde so ein bemerkenswerter Museumsbau, der in das Konzept des Zürcher Landschaftsarchitekten Dieter Kienast eingebunden wurde. Seit 2016 wurde das Areal nochmals um einen Neubau erweitert und empfing allein im Jahre 2019 über 6 Millionen Besucher. Federführend für das gesamte Projekt genauso wie für den Neubau war das renommierte Schweizer Architekturbüro Herzog & de Meuron.



**AUF ALT MACH NEU:
DIE HAMBURGER ELBPHILARMONIE.**

Auch für den Um- bzw. Neubau der *Elbphilharmonie* in Hamburg war das Architekturbüro Herzog & de Meuron verantwortlich. Wie bei der Tate Modern wurde auch das Konzerthaus unter Einbeziehung eines alten Bauwerks errichtet, der *Hülle des früheren Kaispeichers A aus dem Jahre 1963*. Bei der Elbphilharmonie bildet die alte Bausubstanz allerdings »nur« den Sockel für den modernen Aufbau. Sie erinnert mit ihrer aufsehenerregenden Glasfassade an Segel, Wasserwellen, Eisberge oder einen Quarzkristall.



**ZURÜCK ZUM BETON:
WOHNEN IM SCHWABINGER BUNKER.**

Gerade im städtischen Bereich werden immer häufiger scheinbar »schwierige« Gebäude einer neuen Nutzung zugeführt. In München beispielsweise wurde in unmittelbarer Nähe zum Englischen Garten ein *Betonbunker aus dem Zweiten Weltkrieg* zu einem Wohnhaus umgestaltet. Alle Umbauten – wie insbesondere die neuen Fensteröffnungen – mussten mit dem Landesdenkmalamt abgestimmt werden. passend zum historischen Erscheinungsbild wurde pro Etage und Fassadenseite nur eine einzige, großzügige Fensteröffnung angebracht. Da die Mauern des Bunkers zwei Meter dick sind, ist nun jede Fensternische für sich wie ein eigenes kleines Zimmer. Im Treppenhause sind die Betonwände zudem komplett roh belassen. So bleibt die schwierige Geschichte des Bunkers aus dem Jahre 1942/43 sichtbar, heute ist er aber ein modernes Wohnhaus mit hellen Räumen. ■



UNSERE PHILOSOPHIE

WERT. SCHÄTZEN WERT. ENTWICKELN WERT. SCHAFEN

»Architektur ist das *kunstvolle, korrekte und großartige Spiel* der unter dem Licht versammelten Baukörper.«

LE CORBUSIER

Die renaissance AG: *Altes bewahren* und in neuem Glanz erstrahlen lassen.

Die renaissance Immobilien und Beteiligungen AG ist spezialisiert auf die Entwicklung von Altbauten, historischen Fabrikgebäuden und Gebäude-Denkmalern aus der Zeit um das 19. Jahrhundert. Durch die ressourcenschonende Vorgehensweise einer nachhaltigen Neunutzung leistet das Unternehmen einen wichtigen Beitrag zum Klimaschutz.

Die renaissance AG saniert Immobilien nach höchstem Standard und greift dabei auf die Erfahrung von über 1.000 Wohnungen zurück. Alle Objekte werden mit Liebe zum Detail und Verständnis für zeitgenössische Architektur behutsam renoviert und restauriert. Diese Firmenphilosophie schafft rentable Anlagemöglichkeiten für Investoren sowie historisch wertvollen Wohnraum für Mieter.

Über die Entwicklung und den Verkauf der Immobilien hinaus werden erworbene Immobilien von der renaissance AG umfassend betreut. Dafür setzt sich ein erfahrenes Team hoch qualifizierter Mitarbeiter in der Hausverwaltung ein. Der Unternehmenssitz der renaissance AG liegt im niederrheinischen Krefeld und in Wuppertal bei Düsseldorf. ■



DR. CHRISTOPH QUARCH

Dr. Christoph Quarch (*1964) ist Philosoph, Autor und Denkbegleiter. Er berät Unternehmen, unterrichtet an verschiedenen Hochschulen und veranstaltet gemeinsam mit ZEIT-Reisen philosophische Reisen. Mit seiner SWR-Radiokolumne »Der Frühstücksquarch« sowie mit seinen Podcasts, Artikeln und Büchern erreicht er ein breites Publikum im gesamten deutschsprachigen Raum. Im Jahr 2019 initiierte und gründete er die Neue Platonische Akademie (akademie_3) zur Entwicklung eines geistigen Paradigmas für das digitale Zeitalter. Zahlreichen Unternehmen im In- und Ausland steht er als philosophischer Gesprächspartner und Autor zur Seite, unter anderem dem globalen Unternehmernetzwerk The Argonauts, dessen CPO (Chief Philosophy Officer) er ist. In seinen vielen Veröffentlichungen schöpft er aus den Quellen der europäischen Philosophie, um tragfähige Antworten auf die Herausforderungen des Lebens im 21. Jahrhundert zu finden.

WWW.CHRISTOPHQUARCH.DE



STRAUSS | FISCHER
HISTORISCHE BAUWERKE GBR

Als Strauß & Fischer – Historische Bauwerke GbR arbeiten die Dipl.-Ing. Kaja Fischer und Dr.-Ing. Arch. Stephan Strauß seit 2005 gemeinsam in einer Bürogemeinschaft.

Dipl.-Ing. Arch. Kaja Fischer ist eine an der TU Dortmund ausgebildete Architektin und Expertin für die Bereiche Denkmalpflege und Bauforschung. An der Univ. Karlsruhe (TU) wirkte Kaja Fischer zudem an Forschungsprojekten mit den Schwerpunkten Nachhaltige Bestandsbewirtschaftung und Denkmalpflege mit. Parallel zur universitären Tätigkeit arbeitete sie an hochwertigen Projekten der Baudenkmalpflege wie der Restaurierung der Schlosskirche Rastatt mit.

Dr.-Ing. Arch. Stephan Strauß war bis 2004 wissenschaftlicher Angestellter an der TU Dortmund am LS Denkmalpflege und Bauforschung. Ergänzend war er für ein Jahr an der Univ. Karlsruhe (TU) tätig. In Dortmund betreute er das Archiv für Architektur und Ingenieurbaukunst NRW (Keimzelle des heutigen Baukunstarchivs NRW) und wirkte u. a. im interdisziplinären Forschungsprojekt August Thyssen und Schloss Landsberg – Ein Unternehmer und sein Haus mit. 2005 promovierte Strauß an der TU Dortmund. Thema der Arbeit war der Essener Architekt Eckhard Schulze-Fielitz und dessen Megastructure-Projekt der Raumstadt.

WWW.HISTORISCHE-BAUWERKE.DE



RAUM13

raum13 wurde 2007 von Anja Kolacek und Marc Leßle gegründet. Als Akteurin im Schnittfeld zwischen Kunst und Stadtentwicklung arbeitet die gemeinnützige GmbH an der Produktion von Zwischen-Räumen als Begegnungsräume, die nicht nur Schichten der Vergangenheit zum Vorschein bringen, sondern auch eine ebenfalls vielschichtige Stadt-Utopie skizzenhaft gestalten. Auf Stadt bezogen, bieten Zwischen-Räume Antworten auf die Frage, wie wir gemeinsam leben wollen. Konkrete Fragestellungen, die mit künstlerischen Herangehensweisen neu beleuchtet werden, reichen von der Zukunft von Mobilität und Arbeit hin zu der Schaffung neuer Lern- und Wohnorte. raum13 ist Motor für zukunftsweisende Entwicklungen und initiiert Diskussionen zwischen Wirtschaft, Kunst, Wissenschaft, Politik und Stadtentwicklung.

WWW.RAUM13.COM



PROF. RAIMUND STECKER

- Raimund Stecker, Kunsthistoriker, wurde 1957 in Duisburg geboren, lernte von 1971 bis 1974 das Buchbinderhandwerk. Dann Studium der Kunstgeschichte, Philosophie, Neueren Geschichte, Publizistik- und Kommunikationswissenschaften in Bochum, Hamburg und Florenz.
- Promotion an der Ruhr-Universität Bochum, Dissertation über Barnett Newmans »The Stations of the Cross«.
- Seit 1981 schrieb er als freier Mitarbeiter für die *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* und die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Die Welt* und verschiedene internationale Kunstzeitschriften.
- 1993 bis 2000 geschäftsführender Direktor des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen, Düsseldorf. 2000 bis 2005 Gründungsdirektor des ARP-MUSEUM, Bahnhof Rolandseck in Remagen bei Bonn. 2005 bis 2009 Berater des Finanzministeriums in Rheinland-Pfalz, Projektleiter eines Museums-, Kunst- und Kulturzentrums in Ljubljana (Slowenien). 2009 bis 2013 Künstlerischer Direktor des Lehmbruck Museum in Duisburg. 2013 bis 2017 Entwickler für die Galerie Henze-Ketterer, das Kirchner-Archiv (Schweiz) und die RNK-Stiftung (Liechtenstein) und Geschäftsführender Vorstand der Ernst Ludwig Kirchner Gesellschaft e. V., Berlin. 1988 bis 2015 Lehrbeauftragter und Honorarprofessor für Kunstgeschichte und Geschichte der Kunst der Gegenwart an der Kunstakademie Münster.
- Seit 2015 Professor für Kunstwissenschaften an der HBK Essen, seit 2018 Vizepräsident der HBK Essen.

TAUSEND SCHEIBEN HAUS

NEUES
WOHNEN
2022

INHALTLICH

VERANTWORTLICHER

RENAISSANCE
IMMOBILIEN UND
BETEILIGUNGEN
AKTIENGESELLSCHAFT

Konrad-Adenauer-Platz 5, 47803 Krefeld
www.renaissance.ag

AUFSICHTSRATSVORSITZENDER

Rechtsanwalt Hans-Arno Rheingans

VORSTAND

Christian Baierl

ARCHITEKTUR

STRAUSS | FISCHER
HISTORISCHE BAUWERKE GBR
www.historische-bauwerke.de

KONZEPTION UND GESTALTUNG

Studio Melskotte

Branding, Design, Kommunikation

www.studiomelskotte.de

TEXT UND REDAKTION

Gordon Hoffmeyer

www.gordonhoffmeyer.de

LEKTORAT

Peter Sich

www.petersich.de

FOTOGRAFIE

Berthold Litjes

www.bertholdlitjes.de

Lichtbild NRW

www.lichtbild.nrw

VISUALISIERUNG

P3D VISUALISIERUNG

www.p3d-visualisierung.de

PRODUKTION

Druckstudio GmbH

www.druckstudiogruppe.com



BILDNACHWEISE

- S. 25 Johann Wilhelm Pfeiffer/
renaissance Immobilien & Beteiligungen AG
- S. 26/29/33 Kreisarchiv Rheinisch-Bergischer Kreis
- S. 31 Johann Wilhelm Pfeiffer/
renaissance Immobilien & Beteiligungen AG
- S. 32 Bergischer Geschichtsverein

LICHTBILD NRW

2/3, 30, 34/35, 50, 54, 59, 60/61, 62, 96/97, 110/111

BERTHOLD LITJES

29, 48/49, 53, 57, 65, 101, 116/117

P3D VISUALISIERUNG

U1, 6/7, 8/9, 10, 73, 74/75, 76/77, 78, 80/81, 82, 84/85, 86/87, 132/133,
134/135

iSTOCK

S. 88/89 MCS-Photography

WIKIPEDIA

- S. 93 (Wülfing Museum): Frank Vincentz / Marku1988
via Wikimedia Commons, Bild entfärbt *
- S. 129 (tate museum): Hans Peter Schaefer
via Wikimedia Commons, Bild entfärbt *
- S. 131 (Ungerer Str. 158): Reinhardhauke
via Wikimedia Commons, Bild entfärbt *

* Lizenz: CC BY-SA 3.0, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode>

UNSPLASH.COM

S. 4 Hisashi Oshite / S. 24 Timothy Eberly / S. 73 Thom Milkovic /
S. 75 Aron Yigin / S. 77 + 134/135 Chulpan Gallyamova /
S. 79 Volodymyr Hryshchenko / S. 80/81 Claudio Testa /
S. 83 Brady Rogers / S. 85 Rahabi Khan / S. 87 Jenna Duffy /
S. 90 Giorgi Iremadze / S. 91 Ramin Karbassi / S. 92 Michael Krahn/
S. 94 Annie Spratt / S. 101 Roman Grachev / S. 112 Julia Solonina /
U4 Julia Solonina

PEXEL.COM

S. 8 Gustavo Cruz / S. 11 Kei Scampa

HAFTUNG

Alle Angaben, Berechnungen, Zahlenbeispiele und Renderings dieser Publikation entsprechen dem augenblicklichen Planungsstand (Stand Oktober 2021). Änderungen der Bauausführung und der Material- bzw. Baustoffauswahl bleiben, soweit sie erforderlich, gleichwertig und dem Erwerber zumutbar sind, vorbehalten. Maßliche Differenzen, statische und bauliche Maßnahmen, die sich aus architektonischen, bau- und genehmigungstechnischen Gründen ergeben, jedoch keinen Einfluss auf Qualität und Nutzung des Gebäudes haben, bleiben ebenso vorbehalten. Einrichtungsgegenstände, die in den Planunterlagen eingezeichnet sind, dienen ausschließlich dem besseren Vorstellungsvermögen und sind kein Leistungsbestandteil.

QUELLEN

WERTSCHAFEN

- https://onlineshop.zukunftsinstitut.de/shop/home-report-2021/?utm_source=zi-website&utm_medium=banner&utm_campaign=home-report-2021
- <https://www.zukunftsinstitut.de/artikel/wohnen/wohn-und-bautrends-2020>

BERGISCHES LAND

- https://de.wikipedia.org/wiki/Burg_Berge
- https://de.wikipedia.org/wiki/Schloss_Burg
- <http://www.zeitspurensuche.de/02/berg1.htm>
- <https://www.land.nrw/de/bergisches-land>

ERHALTEN VON BAUSUBSTANZ

- DER SPIEGEL 18/2021
»So verschwendet Deutschland seine Bau-Milliarden«
- Badische Zeitung
<https://www.badische-zeitung.de/bauen-oder-sanieren--203765118.html>
- Frankfurter Allgemeine Quarterly 4/21, S. 22/23
https://www.deutschlandfunk.de/klimasuender-beton-ein-baustoff-sucht-nachfolger.740.de.html?dram:article_id=488355
- <https://www.region-koeln-bonn.de/de/region/region-in-zahlen/index.html>
- <https://www.naturparkbergischesland.de>
- www.koeln.de

STANDORT

- <https://www.dasbergische.de/poi/textilmuseum>
- <https://www.wermelskirchen.de/tourismus/freizeitangebote/radfahren/fahrradtouren/panorama-radwege/>



RENAISSANCE AG
IMMOBILIEN & BETEILIGUNGEN

| T S H |

»Wir müssen danach streben,
Natur, Gebäude und Menschen
in einer *höheren Einheit*
zusammenzubringen.«

LE CORBUSIER